



Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Fres.

Nr. 10.

Oktober 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

	Seite	Seite	
Kardinal Hieronymus Gotti.	289	Der hl. Wolfgang.	315
In unserer Effekten-Lotterie.	290	Verschiedenes: Kardinal Ledochowski †. —	
Mission unter den Schilluk. Von P. J. M.	291	Die St. Petrus Claver-Sodalität. — Abreise	
Bedusch.	291	von Schwestern in unsere Mission — Ein afri-	
Missionsfahrten auf dem weissen Nil.	295	kanisches Wunderland. — Die Dampalme. —	
Von P. Banhofer, S. d. h. S.	295	Ein sehr grausamer Gebrauch.	
Der Negerknabe Farag.	301	Abbildungen:	
Krankensorge in Assuan.	302	Hütten des Königs der Schilluk in Faschoda. —	
Ein Wehngericht bei den Fonde-Kassern.	304	Hütten der Schilluk. — Hütte und Kornspeicher der	
Von der Salmauküste.	307	Dinka-Neger. — Der Negerknabe Farag. — Mu-	
Aus dem Missionsleben: Szene des Wieder-		ammedanisches Leichenbegängnis. — Der heilige	
findens. — Die Befehung an der Krippe.	311	Wolfgang. — Die Dampalme.	

A. Weger's Buchhandlung in Brixen.

In unserem Verlage ist erschienen und zur Abnahme bestens empfohlen:

Lieder vom heiligen Lande

von M. v. Buol.

16°. 1902. (126 Seiten), broschiert K 2.— Gebunden in Leinwand Goldschnitt K 3.—

Eine prächtige Gabe, dies Büchlein von Liedern aus dem heiligen Lande. Eine der vorzüglichsten Sängerinnen Deutschlands begrüßen wir in M. v. Buol. Nur wenig von Frauenhand dürfte sich an glänzendem Kolorit der Darstellung, sowie an Kraft und Wohlklang der Sprache, mit diesen ernst tief sinnigen Dichtungen messen können. Recht wohlthuend wirkt die vornehme Ruhe bei aller Begeisterung. Anschaulich und wahr schildert „der Pilgrim vom alten Heeresbann“, wie die Dichterin sich selbst nennt, die heiligen Stätten, die der Welterlöser durch seine sichtbare Gegenwart für alle Zeit geheiligt hat. Alle heilige Erinnerungen steigen wieder auf, bald lieblich und anmutig, wie in „Feld des Booz“, „In der Geburtsgrötte“, bald groß und gewaltig, wie „das Tal Josaphat“, „Am Karmel“, „Pyramiden-Träume“, bald tief elegisch, wie in „Tiberias“ und in dem heimatlichen Liede: „An einem Landsmann“.

Die Grundstimmung des Ganzen ist elegisch: Was das heilige Land war, und hätte werden können, wenn sein Volk nur gewollt hätte, und dann, was es nach Gottes Zulassung durch die Römer und durch die lange Türkenherrschaft geworden ist: dieser gewaltige Gegensatz mißte das Gemüth zur Trauer stimmen. Die „Lieder“ sind Gedankendichtungen; wahr und tief empfunden: Vers und Reim sind fast tabellos, die Sprache gewählt, doch nicht geziert. Wer schon einmal das heilige Land besucht hat, braucht diese Lieder nur einmal zu lesen, um sie für immer in sein Herz zu schließen: Wer dieses Glück aber niemals erfahren, der mag an diesem lieben Büchlein seine Sehnsucht und Liebe erneuern und frisch erhalten.

„Herold des Glaubens.“ St. Louis 1902, Nr. 50.

Gegen Voraussendung des Betrages schicken wir franko nach allen Poststationen.



Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer und Adressenänderungen etc. stets bis zum 20. des Monats angeben zu wollen.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Weger“ sind noch erhältlich und zwar: Zweiter Jahrgang (1899), das zweite für sich abgeschlossene Halbjahr à 1 K., dritter Jahrgang (1900) à 2 K., vierter Jahrgang (1901) à 2 50 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 5 Kronen = 5 Mark.

Brave, gesunde Jünglinge im Alter von 20—34 Jahren, welche Beruf zum Ordens- und Missionsstande als Laienbrüder haben, wollen sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an die Vorstehung des Missionshauses der Söhne des hl. Herzens Jesu in Mühland,

Post Brixen in Tirol, wenden.

Effekten für unsere Lotterie

sandten ein:

Dr. Th. von Schickh, Gleisdorf: Stehuhr aus Marmor mit Glassturz, geschlitzte Kassette, zwei Leuchter.

Ein ungenannt sein wollender: Ein Gemälde „Hl. Josef mit Jesuskind“, Kabinettstück, von Kennern auf 40 Napoleond'or geschätzt, 4 silberne Löffel, wovon 2 antik, 1 Leontiner Taler, 1 silbernes Kreuzfige mit silbernem Kreuz.

P. Bernard Grüner, O. S. B., Lambach: Ein Altarkissen, 1 Porzellanbüchse, Leinen und Wäsche, Bücher und Bilder.

K. Schlosser, Tschl: 2 gestickte Decken mit Spitzen, 1 Stehbildchen „Madonna vom Sessel“ mit geschlitztem Rahmen, 1 Damengürtel mit Silberbeschlag.

Ein ungenannt sein wollender: 1 silberner Zuckerbehälter, 1 silbernes Eßbesteck (Messer, Gabel, Löffel.)

J. Uering, Brixen: 2 Kinderhanteln.

Jr. Kistler, Brixen: 1 Öl- und Essigservice.

J. Huber, Els: 1 Zigarrenspitze von Bernstein.

Jr. Schimitschek, Neutitschein: 1 Muttergottesstatuette, 1 Federmesser, 1 Perlmutter-Rosenkranz.

Von unserem Hochw. Generaloberen P. A. Colombaroli, Verona: 1 goldene Tabaksdose, 3 Zigarren-Etuis aus Seide, 1 Paar goldene Schuhschnallen mit Brillanten.

Baronin Konstanze Pillersdorf, Wien: 1 Stück feine Leinwand, Kreuzfige, Bücher und Bilder.

J. Manhart, Krems: 1 Zigarren-Etui.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 27. August bis 27. September 1902.)

Unsere geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnissnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:

	Kronen
Lorenz Codalonga, Kooperator, Welsberg	4.—
M. Hartmann, Walldüren	8.20
P. Schm, Kaplan, Meyersbach bei Unsleben	2.34
B. Kungger, Brixen-Stufels	1.75
Aus dem Tauferertale	216.10
Direktor Stadler, Sarns bei Brixen	5.—
Peter Sir, Kooperator, Wien	1.—
M. N., Wien, für die Taufe eines Kindes in Afrika auf den Namen Judas Thaddäus.	20.—
Mois Schmidl, Pfarrer, St. Valentin	200.—
Anna Ansprenger, Wien	2.—
Durch P. Bernard Grüner, O. S. B., Stift Lambach, von mehreren Wohltätern	40.—
Kloster St. Elisabeth, Raaden	20.—
Marien-Verein Innsbruck	326.51
Aus Prag.	100.—

Baron Wittinghoff-Schell, Wien	10.—
J. March, Photograph, Brixen	7.—
P. Stang, Alesau, Baden	66.72
Jos. Volgger, Benefiziat, Brixen	10.—
Vom Marienverein Innsbruck: Opfer am Hauptfeste des Vereins, am 8. Sept.	290.—
Aus Tirol	500.—
C. Bergmeister, Pfarrer, Dölsach	60.—
Jb. Pfarramt Tur, Tirol	50.—
Jr. Kistler, Brixen	100.—
Aus Böhmen	200.—

Für heilige Messen:

	Kronen
Johann Rosenauer, Lanzerstorf	220.—
Direktor Stadler, Sarns bei Brixen	30.—
Barbara Waldner, Grins	20.—
Baronin M. Nagel, Bornholz	19.90
Hofinger, Rothenkirchen	86.65

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelts Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

Um Gotteslohn!

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern Bücher, besonders ascetischen und theologischen Inhaltes. e e e e e

Missionshaus Mühlau bei Brixen.

Marien-Verein für Afrika

Diözesan-Abteilung Wien.

Derselbe steht unter dem Schutze sämtlicher Bischöfe des diesseitigen Österreich.

Zweck. Der Zweck des Vereines ist die Förderung der katholischen Missionen, der Sklavenbefreiung in Afrika und der Missionshäuser in Europa, in welchem Missionäre für Afrika herangebildet werden. Zu diesen Missionshäusern zählt auch das der Söhne vom göttlichen Herzen Jesu in Mühland bei Brigen (Tirol). Dortselbst befinden sich gegenwärtig an 80 Studierende der Theologie und des Gymnasiums und bereiten sich für das Priestertum und die afrikanischen Missionen vor.

Dieses Missionshaus bedarf dazu besonders der Unterstützung. — In einem späteren Hefte wird über dieses Missionshaus ausführlicher berichtet werden.

Mittel zur Erreichung des Vereinzweckes sind:

1. Das tägliche Vereinsgebet: ein Vaterunser und ein Ave mit dem Zusatz: V. „Bitte, o Himmelskönigin Maria, für die unglücklichen Neger!“ R. „Auf daß sie mit uns würdig werden der Verheißung Christi!“ 2. Beiträge für Mitglieder mindestens 10 h im Monate; für Teilnehmer 2 K jährlich. Letztere übernehmen keine Gebetspflicht.

Das Organ des Marienvereines für Afrika ist die Monatschrift „Stern der Neger“; sie kostet per Post jährlich 3 Kronen und wird abonniert unter der Adresse: „Missionshaus von Mühland bei Brigen in Tirol“.

Das Hauptfest des Vereines ist das Fest Mariä Geburt am 8. September. — Jährlich wird im Monate November eine Seelenmesse für die verstorbenen Mitglieder der einzelnen Pfarraabteilungen gelesen.

In jeder Diözese kann ein Diözesan-Verein mit einem Diözesan-Ausschusse gebildet werden.

In jeder Pfarre kann eine Pfarrgruppe mit einem Pfarr-Ausschusse (auch eine spezielle Frauengruppe) gebildet werden. Zur Bildung einer Pfarrgruppe ist die Anmeldung von mindestens 15 Mitgliedern erforderlich. — Frauengruppen können gebildet werden, wenn dem Vereine mindestens 20 Frauen beigetreten sind.

Die Gründung von Pfarrgruppen melde man zunächst beim Diözesan-Vizepräsidenten (für die Wiener Erzdiözese beim Domkapitular Anton Schöpfleuthner, Wien, I., Stefansplatz 6) an; von diesem kann man auch die Statuten und Aufnahmebilder beziehen.

* * *

Beitritts-Erklärungen und Gaben werden entgegenommen in den meisten Pfarrkanzleien, bei den Vorständen der Pfarrgruppen, beim Diözesan-Vizepräsidenten, Domkapitular Anton Schöpfleuthner und bei dem Redakteur des „Kleinen Apostolates für Afrika“, Wien, I., Steindlgasse 6.

Gaben für die Missionen (Kleiderstoffe, Spielzeug für die kleinen Negerkinder u. a.) werden auch angenommen von Baronin Konstanze Pillersdorf (Wien I., Zedlitzgasse 4) und im Wäschwaren-Geschäft Newolka im Zwettlthof (Wien, I., Stefansplatz 6, im Durchhause).

Soeben ist erschienen:

Das kleine Apostolat für Afrika.

• • Hefte 2 • •

Verlag des Marienvereines für Afrika, Wien, I., Stefansplatz 6.

Im Kommissionsverlage der Buchhandlung des Katholischen Schulvereines Wien, I., Dorotheergasse 7.



Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 10.

Oktober 1902.

V. Jahrg.

Kardinal Hieronymus Gotti, Präfekt der Propaganda.

Der neue Präfekt der Propaganda, Kardinal Hieronymus Maria Gotti, wurde am 29. März 1834 zu Genua geboren. Seine erste Vorbildung erhielt er vom Jesuitenkolleg seiner Vaterstadt und trat sodann als 16jähriger Jüngling in den Orden der unbefohlenen Karmeliter ein, wo er den Klosternamen Hieronymus Maria erhielt.

Nach Beendigung seiner Studien im Kloster erhielt er in Genua den Lehrstuhl der Philosophie und Theologie. Nebenbei lehrte er an der dortigen Seekadettenanstalt die mathematischen Wissenschaften mit großem Erfolg und mehrere seiner damaligen Schüler sind heute angesehene Kommandanten von Kriegsschiffen der italienischen Marine.

Im Jahre 1870 zog ihn der Generalobere seines Ordens als theologischen Beirat für das vatikanische Konzil nach Rom. Im Jahre 1872 wählte das Generalkapitel des Ordens den gelehrten und redewandten Ordensmann zum Generalprokurator und 1881 erfolgte alsdann seine Wahl zum General-

obern der Karmeliter. Als solcher hielt er große Visitationsreisen bei fast allen Ordenshäusern ab, so in Österreich, Bayern, Frankreich, Belgien, England, Irland und durchquerte Europa von Malta bis nach Irland, von Spanien bis nach Syrien. Er besuchte die Stätten des hl. Landes und namentlich den Berg Karmel, die Heimat seines Ordens. Ein Erfolg seiner Tätigkeit war ein großer Aufschwung des altherwürdigen Ordens der Karmeliter sowohl bezüglich der inneren Disziplin wie der Studien.

Seine Berichte lenkten den Blick Leo XIII. auf diesen Mann voll apostolischen Eifers und er bestellte ihn als Ordensgeneral zum Konsultor des heiligen Offiziums und der Propaganda. Am 22. März ernannte ihn der Papst zum Titularerzbischof von Petra und sandte ihn als Internuntius nach Brasilien.

Im Konsistorium vom 29. November 1895 wurde Gotti zum Kardinal ernannt und erhielt als Titel-

Kirche St. Maria della Scala, die von Karmeliten verwaltet wird. Kardinal Gotti stand als Präfekt an der Spitze einer der wichtigsten römischen Kongregationen, als er nunmehr vom hl. Vater zum Präfekten der Propaganda ernannt wurde, in welcher er bereits früher als Konsultor tätig war.

Kardinal Gotti ist eines der hervorragendsten Mitglieder des heiligen Kollegiums, ausgezeichnet durch hohen Geist, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Möge Gott der Herr den neuen Kardinalpräfekten recht lange erhalten zum Wohl der Missionen und zum Heile unserer gesamten heiligen katholischen Kirche!



Zu unserer Effekten-Lotterie.

Das letztemal haben wir unseren geehrten Lesern angedeutet, was alles als Effekten für unsere Lotterie brauchbar ist. Unsere Winke haben bereits Erfolg gehabt, wie aus der im Umschlage veröffentlichten Liste der bisher eingegangenen Effekten ersichtlich ist. Aber es bedarf noch einer ganz bedeutenden Anzahl von weiteren Effekten. Unsere Lotterie soll

250.000 Lose à 1 Krone

umfassen und mit einer entsprechenden Anzahl von Treffern ausgestattet sein. Es ist klar, daß hiezu eine ganz bedeutende Anzahl von Effekten erforderlich ist. Nun hängt aber der Erfolg der Lotterie wesentlich davon ab, daß wir die Effekten womöglich sämtlich geschenkt bekommen.

Um unseren geehrten Lesern zu zeigen, ein wie schönes und gutes Werk sie durch Unterstützung dieses Lotterie-Unternehmens tun, wollen wir hier die Hilfsbedürftigkeit des Missionshauses kurz skizzieren.

Das Missionshaus beherbergt über 80 Personen, worunter drei Priester. Das übrige sind Studierende entweder des Gymnasiums oder der Theologie. Von all diesen zahlen nur 5 Zöglinge einen winzigen Beitrag, keiner der übrigen auch nur einen Heller. Es muß für Nahrung, Kleidung, Schule usw. ganz ausschließlich von der Anstalt gesorgt werden. Zum Unterhalte einer solchen Anstalt wäre eine Summe von wenigstens 60.000 Kronen erforderlich. Nun, welche Mittel besitzt die Anstalt? Gar keine. Es ist nicht ein einziger Heller Fonds vorhanden.

Dazu kommt, daß vom Neubau her noch eine sehr bedeutende Schuld, wofür die Zinsen aufgebracht werden müssen, auf der Anstalt lastet. Das sind gewiß recht ärmliche Verhältnisse. Eine solche Anstalt, voll von jungen Leuten, alle im Wachstum und mitten in den Studien, erhalten und dazu oft nicht fünf Kronen — das ist buchstäblich wahr — in der Kasse haben, das bringt recht bittere Sorgen für die Vorstehung mit sich.

Die Lotterie nun soll die Mittel beschaffen, um die Schulden abzuführen und noch einen kleinen Fonds zum Unterhalt des Hauses zu stellen.

Wir haben verschiedentlich gehört, daß man da und dort mit ähnlichen Versuchen zur Geldbeschaffung nicht den gewünschten oder erhofften Erfolg gehabt habe. Das soll uns nicht entmutigen. Wir setzen große Hoffnungen auf diese Lotterie und vertrauen dabei auf Gott, in dessen Namen wir die Anstalt gegründet, unter dessen Beistand wir das Haus gebaut und mit eifrigen Missionskandidaten angefüllt haben; wir vertrauen, daß Gott unser Unternehmen segnen werde. Er hat ja die Herzen der Könige in seiner Hand und kann hoch und nieder, reich und arm zum Mitleid mit unserer Not bestimmen.

Wir bitten also recht herzlich alle unsere Leser, die es vermögen, weiterhin Effekten für unsere Lotterie oder auch Geldbeträge für unser Haus zu senden.

Wöchentlich werden zwei heilige Messen für unsere Wohltäter gelesen, die auch in die Gebete der Bewohner des Hauses, der zukünftigen Missionäre für Zentralafrika, eingeschlossen bleiben.



Mission unter den Schilluk.

Einem Briefe des hochw. P. Jos. M. Veduschi an den Hochw. P. Generaloberen entnehmen wir Folgendes:

„Seit der Rückkehr von Gondoforo ist es mit unserem Befinden, trotz mancherlei Übelständen in Bezug auf Witterungsverhältnisse, doch im allgemeinen ziemlich gut bestellt. Zu leiden hatten wir seither besonders von einer großen Feuchtigkeit, die durch heftige Regengüsse erzeugt, auf die heißen und schwülen Monate März und April folgte. Mit Beginn der Regenzeit, die in die zweite Hälfte des Mai und anfangs Juni fällt, zeigte das Thermometer mehr als 36 Grad Celsius, das gewöhnliche war 38 Grad. Zur Nachtzeit fiel es nie unter 22 Grad Celsius. Das Fallen und Steigen des Luftdruckes ist ziemlich regelmässig. Nur einigemal konnte ich vor und nach einem Gewitter eine Differenz von 1 Grad bemerken, was übrigens ganz natürlich ist und anderswo auch vorkommt.

Sie sehen also, Hochw. Vater, daß uns, die wir schon so ziemlich ans afrikanische Klima gewohnt sind, die Temperatur nicht mehr allzuviel anhaben kann. Von der Hitze werden wir jetzt weniger geplagt. Nur könnte der allzustarke Wechsel der Temperatur leicht schädlich auf uns einwirken oder auch, was noch gefährlicher ist, die Ausdünstung des Bodens nach der Regenzeit. Letzteres pflegt auch für die Eingeborenen nicht selten von schlimmen Folgen zu sein, sodas diese an Brust- und Halsleiden darniederliegen müssen. Sonst ist in dieser Gegend der Krankenzustand eine Seltenheit und die wenigen, die vorkommen, sind für gewöhnlich nur Blutarmut und Altersschwäche.

Gegenwärtig bietet das Land einen wohlthuenden Anblick, der umso erfreulicher und labender je dürrer und trockener diese Strecken in den verflossenen Monaten waren. Alles in der Runde, sonst öde, eintönig und mit glühendem Sande bedeckt, kleidet sich in saftiges Grün, wie wenn der Frühling in unseren heimatlichen Tälern die schlummernde Natur zu neuem Leben weckt. Hineingesät in diesen Teppich neuauflerbender Schönheit stehen teils in Gruppen gesammelt, teils einzeln hohe und prächtige Stämme und wiegen ihre Wipfel in reiner Luft. Hier erwacht aus langem Traume ein junges, schlankes Bäumlein, atmet mit Bier das belebende Sonnenlicht ein und sammelt Stoff zu neuem Wachstum. Dort erhebt eine frische Knospe

ihre zarten Blätter, breitet sie auseinander und entfaltet Duft und Schönheit. Niedriges Gebüsch wechselt mit großblättrigen Schlinggewächsen, schnell aufschießende Halme mit himmelanstrebenden, fruchtbringenden Palmen. Alles ist verjüngt, zu einem neuen Leben erstanden.

Weils aber dort, wo es ein Fest gibt, auch Musikanten geben muß, darum hat die ganze afrikanische Vogelwelt, alles, was da lebt und sich regt, schon Parade gemacht. Aus allen Hecken und Sträuchern erschallen tausend reine Sängerkehlen zu einem vielstimmigen Konzert. In allen Bäumen wogt es und wiegt es, singt es und springt es, als ob nur kurze Frist für diesen Jubel gegönnt wäre. Leider ist das auch wahr und die Flora wie die Fauna scheint dasselbe ebenfalls recht gut zu wissen, weswegen sie auch mit aller Angstlichkeit, Eifertigkeit und Lebendigkeit, die ihr zu Gebote stehen, sich die wenigen Freudentage zugute tun wollen. Selbst auf die sonst nicht gerade schwärmerisch angelegten Eingeborenen vermag dieser afrikanische Mai seine besonderen Wirkungen auszuüben. Aus allen Hütten kommt die lärmende Jugend zu Spiel und Tanz herbeigeeilt, läuft und rennt wie toll um die Wette, ist fröhlich und munter und freut sich der schönen Tage. Neben der Hütte auf seinen Stoc gestützt, schreitet langsamen Schrittes der Greis einher, betrachtet mit fast wehmütigem Blick die lustige Kinderschar und besieht sich zum wiederholtenmale die Stätten, wo er ehemals als tapferer Krieger sich in den Waffen geübt hat. Alles, was in Hütten und Löchern wohnt, kommt in dieser Zeit ans Tageslicht. Es ist dies eine gar heitere Stimmung in dieser Gegend, die mich oft schon an meine Heimat erinnert hat. Diese Landschaftsbilder hier in Afrika unterscheiden sich im wesentlichen wenig von denen unserer europäischen, besonders aber jener Gegenden, die sich mehr gegen Süden neigen. Aber allzusehnell hat diese afrikanische Herrlichkeit in Ende. Noch einen Monat und alles ist wieder in Sümpfen und Morästen begraben. Die Eingeborenen, mitten darin wie die lyzischen Bauern, nur durch ihre Verzäunungen und Hütten geschützt, sind für lange Zeit nur auf ihre vier dunklen Wände angewiesen. Nicht besser wird es auch uns noch ergehen.

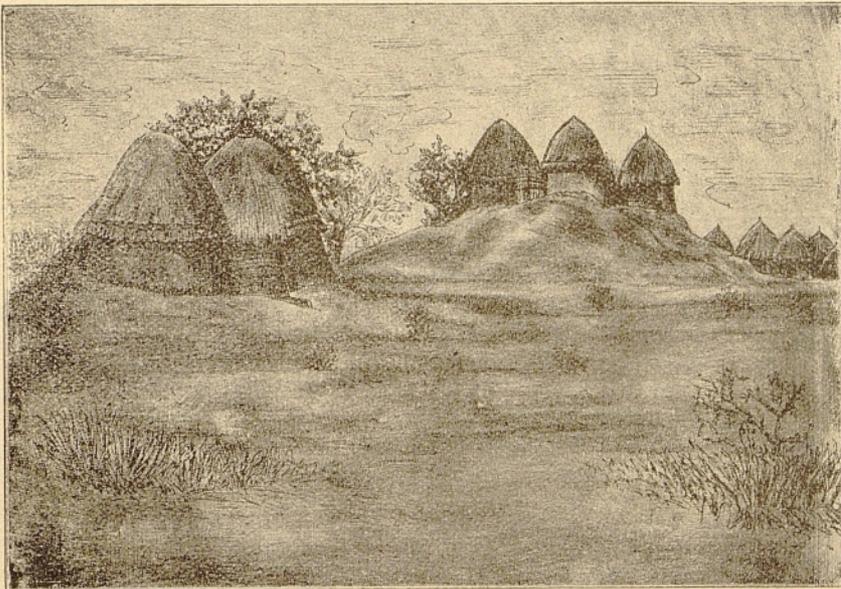
Ich habe mir hier einen kleinen Garten angelegt, der mich einstweilen in den Erholungsstunden beschäftigt. Später werden mir auch unsere Brüder,

die jetzt wichtige Arbeiten zu besorgen haben, noch behilflich sein und wenn mit Gottes Gnade alles gut von statten geht, hoffen wir heuer etwas mehr Gewinn daraus ziehen zu können.

Was das Verhältnis zu den Eingeborenen angeht, so können wir Ihnen, Hochw. P. General, die freudige Mitteilung machen, daß daselbe sich bedeutend gebessert hat. Der Mack hat zwar Freude daran, uns immer in seiner Nähe zu sehen und seine Gefinnungen mögen ihm auch von Herzen kommen, doch von Beweisen in dieser Hinsicht merken wir sehr wenig. Zu belästigen versteht er es aber sehr

wohl. Bald ist es eine Flasche Medizin, nämlich Cognac, bald ein Geldstück, bald wieder eine andere Kleinigkeit, die er besonders zu bedürfen vorgibt.

Die mehr entfernt wohnenden Eingeborenen scheinen sich weniger um uns zu bekümmern, die nahe wohnenden dagegen umso mehr. Größtenteils bezieht sich dieses Interesse aber nur auf die wichtige Magenfrage, oder um irgend eines Arbeitsstückes mit guten Zinsen für sich loszuwerden, oder auch, um ihr, wie man meinen möchte, einziges Lied vorzutragen:



Hütten des Königs der Schilluk in Faschoda.

Ia quagio, ia quagio,
Gial duoin, toti ian, toti ian; mugiaim mugiaim!
(Ich bitte, bitte dich, großer Mann, gib, o gib,
schenk, o schenke mir!)

Diese Leute scheuen sich nicht, in unsere Hütte zu kommen, darin ohne ein Zeichen des Grußes sich niederzulassen und je nach Lust und Lieb zu schalten und walten, zu schwätzen und lärmern und uns zu belästigen, solange es ihnen gefällt. Einwendungen dagegen wären nur Spreu in den Wind und nützen so wenig, als ob man nichts gesprochen. Ich kann aber auch nicht behaupten, daß sie keinen Anstand besäßen. Sie besitzen sehr wohl einen Anstand, aber man darf sie da nicht nach dem Benehmen in unserer Behausung richten; denn wir sind Fremde und uns gegenüber bedarf es nach ihrer Anschauung keinerlei Berücksichtigung; vielmehr muß man sie

sehen, wenn sie in Staatsuniform vor ihre Großen des Reiches in Audienz zugelassen zu werden die Ehre haben. Da versteht es ein jeder sehr wohl, sich zu winden und wenden, zu bücken und Drehen und mit schilluk'scher Eleganz ihre Honneurs zu machen.

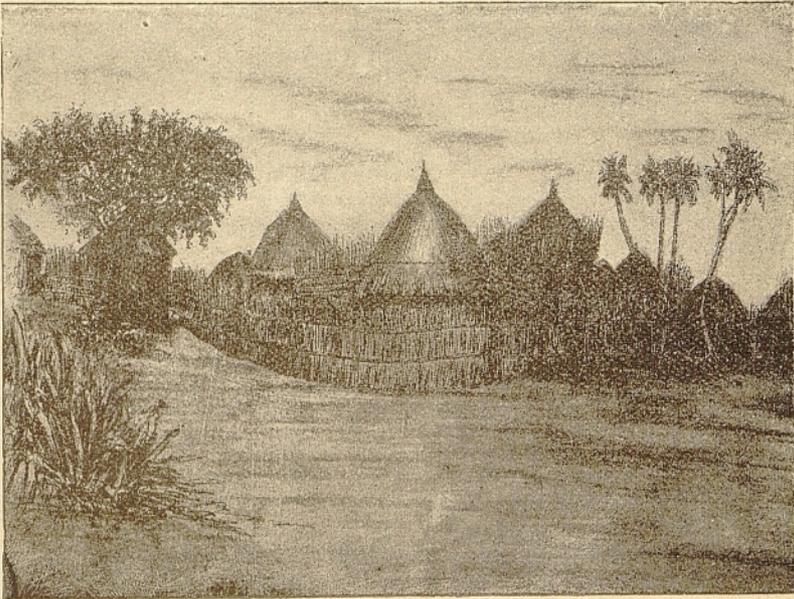
Die Nichtberücksichtigung aller Fremden erstreckt sich aber nicht nur auf alles Zeremoniengesetz, was man sonst gern verschmerzen könnte, sondern hat auch seine Geltung in Not und Unglücksfällen und dies in einem Grade, der an Herzlosigkeit grenzt. Dieses mußten wir an uns selbst erfahren, als beim Brand unserer Station kein Neger auch nur einen Fuß oder eine Hand rührte, um uns zu Hilfe zu kommen. Erst als alles vernichtet und verbrannt war, stellten sich auf einmal wieder dienstbare Geister ein, um bei dem neuen Aufbau tätig zu sein. Den Antrieb

mochte wohl die Hoffnung auf neue Belohnung gegeben haben.

Auch für alles Übrige, was uns gehört, zeigen sie nicht allzugroßes Zartgefühl. Schon öfters kam es vor, daß sie Ziegen auf unsere Felder jagten und was diese nicht taten, besorgten die Diebe.

In diesem Jahre scheinen sich aber alle Umstände immer besser gestalten zu wollen. Die Besuche in der Mission von solchen, die sich nicht als Hausgenossen betrachten, werden immer häufiger, selbst ein weiter Weg wird nicht gescheut, um zu uns zu kommen und Verbindungen anzuknüpfen. Die größere

Menge aber folgt gewöhnlich nur dem Drang der Neugierde und will Aufschluß über unser Beginnen, über dieses und jenes haben. Somit wächst das Erstaunen der Eingeborenen immer mehr und wir gewinnen größeren Einfluß. Selbst die ersten Zeichen von Achtung und Freundschaft will man uns jetzt nicht mehr versagen. Es ist das eine große Freude und Trost für uns, wenn man bedenkt, daß nun endlich dem Kreuze ein Weg sich aufthut, daß nun endlich der Boden zu einem fruchtbaren Ackerland umgearbeitet werden kann und daß all die Opfer an Geld und Mühen, die sich mit Freude



Hütten der Schilluk.

eine Mission kosten läßt, endlich doch gutes Erdreich gefunden und wir mit großer Hoffnung auf Erfolg rechnen können; denn Achtung, Liebe und Freundschaft den Dienern Gottes gegenüber sind wie überall so auch hier Vorboten eines wahren Christentums, ein Schlüssel zum Glauben.

Auch die muntere Jugend gewinnt immer mehr Zutrauen zu uns, sammelt sich um unsere Hütte herum und bedrängt und bestürmt uns mit Bitten, um irgend einen für sie sehr wertvollen Schmuckgegenstand, um irgend ein kleines Bildchen oder auch, um irgend ein schönes Gesichtchen von den braven, weißen Brüdern über dem Meere (sie meinen die Heiligen) zu erzählen. Sehr oft vermögen wir den Wünschen dieser wißbegierigen Schwarzen nicht gleich zu willfahren. Deswegen verkleien sie aber den Mut nicht, sondern suchen sich mit allerhand zu be-

schäftigen. Ist die Witterung annehmbar, so holen sie ihre Lanzen herbei und tummeln sich im Hofe herum. Es ist dann eine wahre Lust, zuzusehen, mit welcher Behendigkeit sie aufeinander losstürmen, sich ebenso schnell wieder zur Seite wenden, wie sie gewaltige Sprünge machen, ihre blitzenden Speere in der Luft schwingen und sich zu einem Kreise schließen, um wieder von neuem das Spiel zu beginnen. Und so vertreiben sie sich oft stundenlang die Zeit und scheinen dabei garnicht müde zu werden. Erst wenn sie gegen Abend zum Missionär zurückkommen, um neuerdings mit Bitten in ihn zu dringen, sieht man so manche Schweißperle aus den glänzend schwarzen Locken über das Antlitz rollen.

Die junge Gesellschaft hat aber noch ein anderes Mittel, in unserer Nähe sich die Zeit zu vertreiben. Sie geht zu unserem schwarzen Koch, der sehr

großes Ansehen besitzt und in ihren Augen eine wichtige Persönlichkeit ist. Sein Name „Gnaret“ ist im ganzen Stamme bekannt und überall wird unser schwager Koch mit Respekt empfangen. Dies kommt denn auch allen Begleitern desselben zugute, wie wir selbst deswegen schon öfters mit mehr Freundlichkeit und Artigkeit aufgenommen wurden, als vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. In dem Dorfe, in dem dieser beliebte und hochgeschätzte Gast Einkehr nimmt, pflegt immer auch ein Festtag veranstaltet zu werden.

Unsere größte Freude bilden aber doch noch unsere Kleinen hier, die zu großer Hoffnung berechtigen. Sie sind immer um uns herum, bieten überall schon hilfreiche Hand und würden gewiß, wenn sie von ihren Eltern Erlaubnis hätten, beständig bei uns bleiben. Oft kommen sie von weit her und grüßen uns ganz kindlich mit dem Gruße: „Vater, ich bin gekommen, dir einen Besuch abzustatten; Gott erhalte dich.“ Sie arbeiten alle besonders gern im Garten, begleiten uns auch auf unseren kleinen Ausgängen, kurz, sie sind unsere größte Freude. Sie und da zeigen sie sich freilich auch etwas eigennützig und betteln um kleine Geschenke. Aber, kommt dies ja auch in Europa vor, warum sollte man es denn den kleinen Schwarzen verwehren! Ja, oft zeigen sich unsere Kleinen viel dankbarer, als dies vielleicht in Europa der Fall wäre. Es ist in Wahrheit rührend für ein Priesterherz, wahrzunehmen, wie gerade diese Tugend bei den kleinen Wilden, die keine Ahnung haben von den herrlichen Lehren der katholischen Kirche über die Tugend der Dankbarkeit, hier so treu geübt wird. Dieses Beispiel ist beschämend für so manches verzärtelte und verzogene Kindergemüt im zivilisierten Europa und auch manch Erwachsener, dem längst alle Spuren dieser Tugend aus dem Herzen entschwunden, dürfte sich an diesen armen aber dankbaren Kinderseelen spiegeln.

Erlauben Sie mir, Hochw. Vater, eines jener schönen Beispiele anzuführen.

Eines Tages griff ich zu meinem Spazierstock und ging an einem Waldestrand spazieren. Ich war eben ganz in Gedanken versunken, als 3 Knaben auf mich zukamen. Zuerst war ich entschlossen, vom Weg abzubiegen und einen Pfad in den Wald einzuschlagen, weil ich wohl wußte, daß man es auf mich abgesehen und mir diese wenigen Augenblicke der Ruhe rauben wollte. Dieses Mittel schien mir aber nicht recht passend und ich kehrte auf der Stelle um.

Die drei Knaben, zwar etwas stutzig, folgten darauf mit größeren Schritten, um mir näher zu

kommen. Sobald ich das merkte, blieb ich stehen und wartete, bis sie nahe waren. Nachdem sie freundlich gegrüßt, überreichten sie mir einen genügend großen Topf voll Milch und sprachen dabei etwas schüchtern: „Vater, nimm diese Milch, wir bringen sie dir, damit du sie trinkst.“ In der Meinung, die Knaben wollten mir die Milch zum Kaufe anbieten, sagte ich zu ihnen: „Bringt sie mir in mein Haus, dort wird euch ein Bruder dafür bezahlen.“

„Nein, nein, Vater,“ entgegneten diese darauf, „wir bringen sie dir nicht zum kaufen, sondern zum Geschenke, du sollst sie allein trinken.“ Da ich wußte, daß nunmehr ein Abschlagen beleidigen könnte und sich mir auch kein anderer Ausweg mehr bot, so machte ich mich in Gottes Namen daran, die ungewöhnliche Portion solcher Medizin in etwas zu vermindern. Zum Glück gelang es mir auch, die drei Jungen so leidlich zufriedenzustellen, worüber sie in die Hände klatschten und vor Freude glänzten. Sie waren überglücklich, ein kleines Geschenk, das ich ihnen einst gemacht hatte, wieder vergolten und so freudig aufgenommen zu sehen. Dieses Zeichen der Dankbarkeit rührte mich umsomehr bei dem Gedanken, daß diese Armen vielleicht abends keine Speise zu sich genommen oder ihren Durrah trocken gegessen hatten, nur um ihrem lieben, weißen Vater eine Freude bereiten zu können. Zum Abschied wollte ich diesen Kleinen noch etwas Backwerk in die Hände drücken. Dafür aber waren sie heute ganz und gar nicht mehr zu gewinnen. Um allem Drängen vorzubeugen, legten sie ihre Hände auf den Rücken und stellten sich beharrlich in eine Weigerungsposition. Jedes Wort wurde mit einem Schütteln des ganzen Körpers beantwortet und als ich ihnen noch das Backwerk zeigte, ein Leckerbissen für diese kleinen Schleckermäuler, sagten sie mir: „Wir nehmen nichts, lieber Vater, du hast uns schon oft ein Geschenk gegeben und wir sind zufrieden, daß du das unsrige so gut aufgenommen hast.“ Darauf drehten sie sich um und stürmten davon. So hat sich auch hier der Spruch wieder bewahrheitet: „Geben ist seliger denn nehmen.“

Als wir für einige Monate nach Gondokoro abreisten, fürchteten Sie, Hochw. P. General, daß wir vielleicht nicht mehr zurückkehren würden. Nun sind wir wieder glücklich zurückgekehrt. Nicht zum geringsten Teile verdanken wir die Aenderung unserer Lage dem guten Willen des Mack. Als unbeschränkter Herr hat er eine nicht zu unterschätzende „Omnipotens“ und seine Gewogenheit nützt uns gegenwärtig viel und verschafft uns immer größeres Ansehen vor den Eingebornen. Sein Besuch war für

uns von großer Bedeutung. Nach demselben schickte er uns einen prächtigen Stier zum Geschenke, befahl unserem Nachbar, uns zu unterstützen, täglich morgens und abends uns mit Milch zu versehen und was noch feltamer ist, freundlich mit uns zu verkehren. Wir können also mutig und vertrauensvoll unser Werk weiter fortsetzen.

Gegenwärtig beschäftigen wir uns sehr viel mit der Sprache der Eingeborenen.

Möge Gott dieses unser Werk segnen und diese armen Seelen endlich auf den wahren Weg des Heiles gelangen lassen. Wir bitten auch Hochm. P. General, die Mission unseren Gönnern empfehlen zu wollen.



Missionsfahrten auf dem weißen Nil.

Von P. Wilh. Vanholzer, „Sohn des hl. Herzens“.

(Fortsetzung)

Wie schwierig der gerade Weg darin zu finden ist, kann man sich von der Tatsache ablesen, daß ein Regierungsdampfer mit erfahrenen Schiffsleuten vier Tage auf diesen Nebenwassern herumgefahren ist, ohne einen Ausweg zu finden. Erst ein zu seiner Auffuchung ausgesandter zweiter Dampfer vermochte ihm den Ausgang aus dem Seelabyrinth zu geben. Außerdem sind die Nebenwasser zur Trockenzeit sehr nieder und die schweren Regierungsdampfer haben oft harte Arbeit, fortzukommen.

Um einen klaren Begriff von der Arbeit am Deck zu haben, lud uns der sehr höfliche Herr noch zu einem Besuch dorthin ein. Der „Hefür“ trug uns andern Morgens durch den frisch freigelegten engen Kanal bis zur Stelle, wo es kein „weiter“ mehr gab. Die Sträflinge stiegen auf Kommando vom Schiff auf ein gestern mit Sägen, Hacken und Ätzen losgemachtes Setztstück von ungefähr einem Meter Dicke. Ein Drahtseil wurde hierauf ausgeworfen und um die zirka 15 Quadratmeter betragende, schwimmende Papyruscholle geschlungen. Viele der Arbeitenden mußten dazu bis unter die Arme im Wasser stehen. Nachdem das Seil ringsum festsaß, zog der Dampfer an und was vor kurzem noch ein Stück Festland schien, schwamm gemächlich, eine neugeborene Insel, bis zur nächsten Seitenbuchtung rückwärts, wo es eingeschoben und mit Stricken ans Ufer befestigt wurde. Anfangs wurden die ausge schnittenen Stücke bis zum Ausgang des Kanales geschleppt und dann der Strömung übergeben. Es wurde aber diese Art des „Auskehrens“ bald zu langwierig befunden und sie werden nun einfach an die Seiten des Kanals festgebunden. Die einmal aufgefundenene Strömung, hofft man, werde dann alles von selbst abführen.

Der härteste Teil bei der Settarbeit ist aber das Sägen, hacken, spalten und schneiden, das meistens zur Lostrennung größerer Stücke notwendig ist. Kleinere Stücke werden mit dem Anker losgerissen. Wenn so ein Block frei ist, steigt ein furchtbarer Geruch auf von stinkenden Würmern und verfaulten Pflanzen. Man denke sich dabei, daß die Arbeiter zum großen Teil im Wasser stehen.

Trotz alledem gibt es — wie uns der Doktor sagte — nicht viele Kranke. Fieber und Diarrhöe sind das Gewöhnliche. Dosen von 1—2 Gramm Chinin werden nicht selten auf einmal den sich vorstellenden Klienten gegeben. — Einem ägyptischen Soldaten ward vom Doktor zirka $\frac{1}{2}$ Pfund englisches Salz verabreicht, damit er es in vier Dosen und diese in gehörigen Abständen nehme. Der Soldat aber nahm alles auf einmal und berichtete am andern Tage, daß es nur eine dreimalige Wirkung bei ihm gehabt habe. Das sind Naturen für Afrika!

Wenn das freigelegte, alte Flußbett Aegypten keinen besonderen Wasserzuschuß gibt, so hat doch die Settarbeit einen bedeutenden moralischen Erfolg gebracht für Aegypten und den Sudan: Die Drohung, zur Arbeit an den Sett geschickt zu werden, ist dort die furchtbarste geworden, die man machen kann. Ich habe selbst einem unserer Neger in Omderman gedroht, ich werde ihn bei der Polizei verklagen und derselben empfehlen, ihn nach dem Sett zu senden. Die Wirkung war ganz ernstlich: das fragliche Individuum änderte sich. Selbst der König der Schilluk hat es für nötig befunden, seine Untertanen mit dem Sett zu schrecken.

Wer sich gut beträgt, bekommt vom Sirdar einen Teil seiner Strafe nachgelassen. Bei der Arbeit herrscht musterhafte Ordnung. Auf ein Wort des Kommandanten schweigt alles. Ungehörjam wird

mit Peitschenhieben bestraft; es werden deren bis zu fünfzig auf einmal ausgeteilt. Die Sudanesen sollen davon noch mehr aushalten und sogar die Schläge mit stoischer Ruhe zählen.

Ist bis Ende April die Strömung noch nicht gefunden, so wird die Arbeit nächstes Jahr wieder aufgenommen.

Wohlbefriedigt verabschiedeten wir uns vom Kommandanten, der uns auf seinem Boote an Bord des „Redemptor“ zurückbringen ließ, der gleich darauf, mit Holz schwer beladen, seine Fahrt antrat. Eine an einer Stange prangende Kiste (Sanduk) markiert die Einfahrt in das große Nebenwasser. Es hat durch zirka 2 Stunden ganz das Aussehen eines regelrechten Flusses. Erst nachdem wir eine einsame, für die Schiffsleute zur Orientierung sehr wichtige Dompalme passiert, entfaltet sich vor unseren Augen der See; ein Labyrinth von Wasserwegen, das durch zahlreiche Inseln und Einschnitte geschaffen und ringsum in Papyrus gefaßt ist. Da und dort langsam daherkommende Wasserpflanzen sind nicht immer maßgebend für den einzuschlagenden Weg. Nur ein feines Auge, wie es die sozusagen in den Katarakten geborenen Schellalesen besitzen, weiß aus den verschiedenen zu gleicher Zeit sich darbietenden Wegen den richtigen zu treffen.

Dank der Geschicklichkeit des Rais sind wir in 7 Stunden an das Ausgangstor des Sett gelangt und hiemit in das alte Flußbett eingefahren. Der Leser kann sich nun eine Vorstellung machen von dem Unkraut, das Sett heißt, Flüsse versperren und ableiten und neue Wasserstraßen vorschreiben kann. Die Versperrung des Nils an dieser Stelle geschah während der Mahdistenzzeit.

Im alten Bett gehts nun wacker voran; es ist keine Gefahr mehr für majets (arabischer Name für Nebenwasser).

Schambeh, das bald in Sicht kommt, hat allerdings eine große majet vor sich, die uns jedoch keine Sorgen macht, da der Fluß durch die nun stärker werdende Strömung scharf gezeichnet ist. Zum Glück haben wir noch Holz, um nach Kanisat zu kommen und lassen daher den Besuch Schambehs beiseite. Schambeh ist der Sitz eines Mamur, hat eine kleine Garnison, bildet das Tor Bahr el Gazal (Gegend von Bahr el Gebel aus) und hat eine Wichtigkeit durch seine Waldungen, die vom Tonga bis hier ganz fehlen.

Die Ufer beginnen jetzt höher zu werden, die Strömung stärker; der Sett hat hiemit seine Chancen verloren und ist mit Kanisat am Ende seines Obstruktionsbereiches.

Kanisat (Kirche) ist das alte von dem Missionär

Mosgan 1854 gegründete Santa Croce (Heiligenkreuz), von dem nun nichts mehr vorhanden ist als der Name, den ihm die Eingeborenen geben. Gegenwärtig bezeichnet der Name Kanisat bei den Eingeborenen die ganze Gegend zwischen Abu-Rika und dem Mliab-Distrikt.

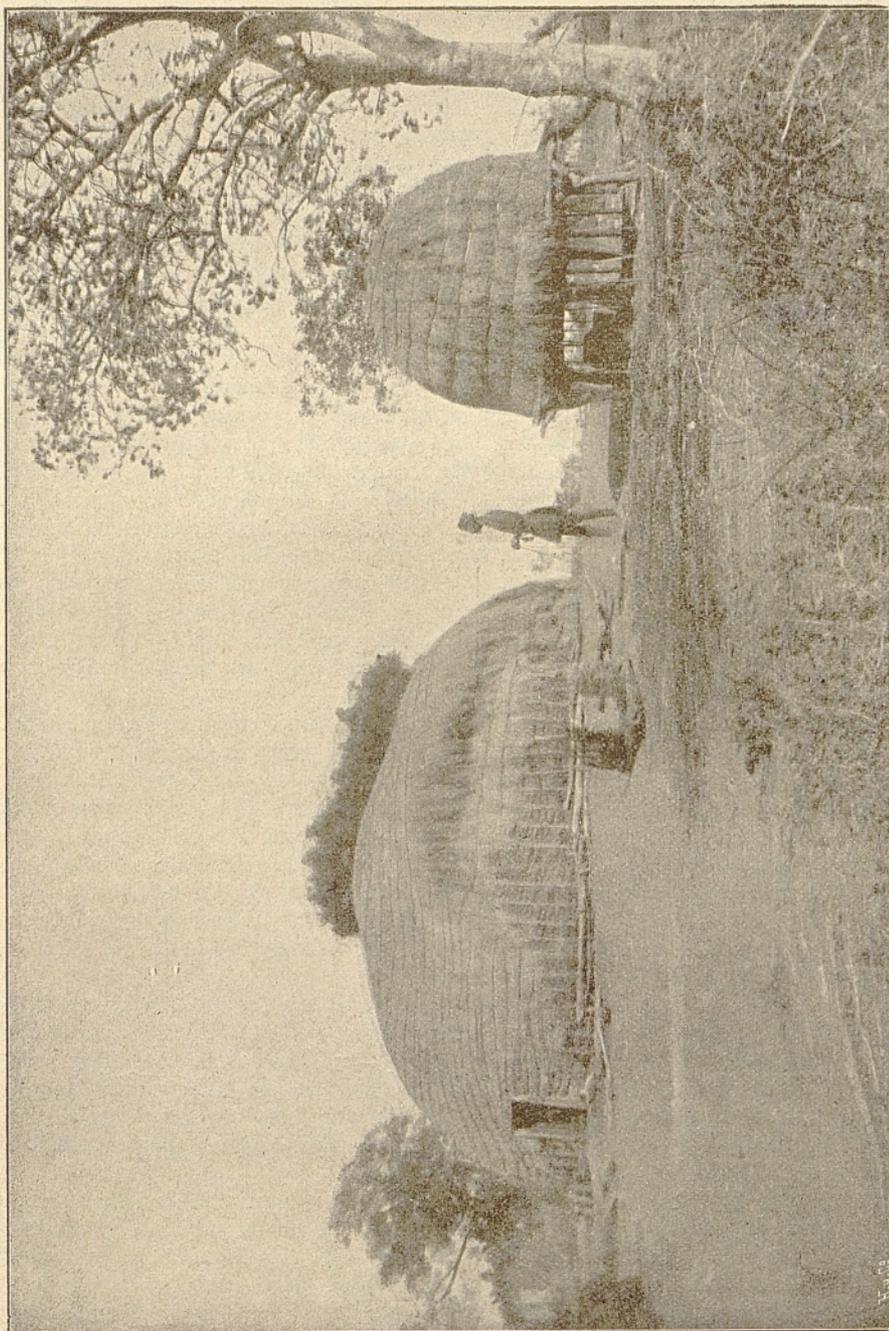
Die Regierung nennt Kanisat eine kürzlich etablierte Holzstation in dieser Gegend, welche das für die Settarbeit am Sanduk nötige Brennmaterial zu liefern hat. Innerhalb einer dornigen Zeriba (Umzäunung) sind etwa 80 Sträflinge in Zelten untergebracht, die ihre Kollegen am Sanduk mit Holz bedienen. Diese Ehrenmänner — denn so heißen sie sich, keiner will etwas Böses getan haben, ungerechte Urteile oder falsche Zeugen sind gewöhnlich schuld an ihrem Elend — sind bewacht von 50 Soldaten. Ein englischer Offizier, assistiert von einem arabischen, steht der Kolonie vor.

Die Leute scheinen hier nicht übel zu stehen. Innerhalb und außerhalb der Zeriba hängt das Nilpferdfleisch in schmalen Streifen wie Wäsche zum Trocknen an weitgezogenen Grasscheiden. Schafffleisch gibts einmal in der Woche. Nachts hat jeder sein Moskitonez, ohne welches man selbst die Sträflinge nicht lassen kann; so ungeheuer ist die Zahl und Plage dieser Fliege.

Wir besuchten den Platz, wo der alte Garten der Mission war. Er liegt auf dem Ostufer. Fünf prächtige Sykomoren, 2 Delebpalmen, viele Akazien und ein Tamarindenbaum sind noch übrig vom Fleiß des Herrn Mosgan. Das Gartenterrain ist vorne ziemlich hoch gelegen, fällt aber nach innen bald wieder. Zwei kleine Kanäle an den beiden Enden des Gartens scheinen zu seiner Bewässerung gegraben worden zu sein. Ein paar zerbrockelte Backsteine sind die einzigen Zeugen einstiger europäischer Ansiedlung. Etwa 10 Minuten südlich davon liegt ein kleines Fischerdorf. Es ist jedenfalls Tuqu. Schule und Kirche waren auf dem Westufer. Wir besuchten den Platz in Begleitung eines alten Schülers der Mission. Es ist der höchste Platz in der Umgebung, aber doch nieder, weil das Wasser in der Regenzeit bis vor das Haus kam. Herumliegende Backsteine sind auch hier die einzigen materiellen Überreste der Mission.

Groß ist dagegen das Andenken der Mission ringsum, so groß, daß die ganze Gegend den Namen der Mission erhielt und noch trägt. Die freundlichen Eingeborenen hätten uns gerne bei sich gehabt. Wir mußten sie auf die Zukunft vertrösten, den Mangel an Missionären vorgehend.

Die Station Heiligenkreuz dauerte von 1854—60, wo sie aus Mangel an Missionären aufgegeben



Hütte und Kornspeicher der Dinka-Neger.

werden mußte. Einiges aus der Geschichte dieser Station mag hier am Platze sein:

Herr Mosgan gründete sie ganz allein und gegen den Wunsch des Monsignor Dr. Knobler, der um die Existenz des Missionärs an einem von Sümpfen umgebenen Punkte besorgt war. Bei seiner letztmaligen Herabfahrt von Gondoforo lud er ihn ein, mit nach Chartum zu gehen, wo viel Arbeit war. Aber Herr Mosgan bestand auf seinem Posten und setzte seine apostolische Tätigkeit fort.

Mit Hilfe der Eingeborenen baute er eine Hütte, auf welcher er das Zeichen der Erlösung aufpflanzte. Bald folgten andere, um einer Anzahl Sklavenknaben als Unterkunft zu dienen. Die Knaben fühlten sich schnell heimisch und auch die Ritschneger der Umgebung brachten dem Pater von Tag zu Tag mehr Vertrauen entgegen. — Die kleinen Neger, die aus den Nachbargebieten der Station herstammten, sollten in den Wahrheiten unserer heiligen Religion unterrichtet werden und später ihre Angehörigen nicht nur mit dem Wiedersehen, sondern auch mit den Grundlehren des Katechismus überraschen. Auch die Hauswirtschaft wurde nicht vernachlässigt. Schon nach einem Jahr war Heiligenkreuz eine hübsche Negerkolonie, aber auch ein schweres Kreuz für den allein dastehenden Missionär.

Die Kinder liebten schließlich die Mission so sehr, daß sie vom Heimgeschickwerden nichts mehr wissen wollten. Der Missionär liebte die Kleinen und tat alles für sie, was er konnte. Er wünschte und erwartete einen jener Orden, die einst Europa von Morästen und Sümpfen und Wäldern gelichtet hatten. 1855 wurde ihm ein Gefährte beigegeben, dem er 30 Getaufte und 23 Katechumenen vorstellen konnte, die wohlgeprobt waren. Herr Mosgan zögerte klugerweise, bis die Katechumenen in christlicher Erkenntnis und Wandel genügsam Fortschritte gemacht hätten.

Die auf den Gefährten gesetzten Hoffnungen schwanden bald. Das Fieber raffte ihn hinweg. Der Herr hatte sich zufrieden gegeben mit seinem der Mission zugetragenen guten Willen. Nach dreijähriger harter Arbeit starb Herr Mosgan, etwa 50 Christen und viele Katechumenen hinterlassend.

Nach seinem Tode ging die Station nicht mehr voran. Es fehlte anscheinend der rechte Mann. 1860 wurde sie aufgehoben aus Mangel an Personal.

Möge sich der Mann finden, der den guten Namen, welche unsere Mission hierorts genießt, ausnützend, sich wieder ans Werk macht, fortsetzt und beendet, was Mosgan begonnen.

Mit Kanifat änderte sich die Ufervegetation auf einen Schlag. An die Stelle des Papyrus und

Ambasch tritt der Abu Gena, ein hohes, schilfartiges Gras. Es spielt fortan die Rolle derselben, eine auf beiden Seiten ununterbrochene Mauer bildend, welche bisweilen mit einer Welt von Blüten übergoßen ist. Man glaubt oft von ferne blumentragende Gesträuche und nicht ein nacktes, langstengeliges Gras vor sich zu haben. Die Blüten rühren von den mannigfaltigen Schlingpflanzen her, die auf- und nieder sich winden. Akiabddörfer folgen sich in großen Abständen. In der Umgebung derselben ist Durra angepflanzt, der gut steht. In diesen Durrapflanzungen sieht man häufige, 2—3 Meter hohe Holzgerüste, auf denen bald ein Kind, bald ein alter Mann, bald Frauen plaziert sind. Ihre Bedeutung wird uns klar, als wir einen Knaben aus einem Erdklumpen, den er neben sich hatte, Kügelchen formen. dieselben an ein Stöckchen stecken und gegen eine ankommende Vogelschar schleudern sahen. Das sind die richtigen Vogelscheuchen. Die Felder stehen daher auch gut und die da droben sitzen, sind wohlverwahrt und beschäftigt. Die Leute sind sehr freundlich und grüßen von allen Seiten.

Bei Bor, wo wir hielten, um Holz zu fassen, kam der Scheich des nahen Dorfes mit einigen seiner Berater und bat uns, bei ihnen zu bleiben, da sie fortwährend von den Bor im Innern bedrängt würden.

Die guten alten erhielten Geschenke und mußten sich mit Versprechungen für die Zukunft begnügen. Messis quidem multa, operarii autem pauci: Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter sind wenig.

Elephantenspuren sind bei Bor zahllos; wir sahen nirgends so viele. Die Eingeborenen graben auf der Route der Elefanten tiefe Gruben und bedecken sie mit Gras und Schilfstengeln. Der Arme, der bei seinem Nachtausflug in so eine Grube fällt, ist verloren.

Die durch Chaltin aus Regiaf vertriebenen Dermische haben sich hier bis 1898 in einem besetzten Lager, dessen Mauern und Laufgräben noch zu sehen sind, eingerichtet und die Umgegend ausgezogen.

Die Gegend ist sehr arm: Junge Dampalmen und wild wachsende Wollenstauben bedecken weithin das Land.

Wir sollten aber noch andere Produkte Bors kennen lernen. Kaum war die Sonne untergegangen, stellten sich die Moskitos in solcher Zahl ein, daß man es nicht mehr aushalten konnte und in Eile alles von der Oberfläche in die Moskitoneze verschwinden mußte. Aber auch dorthin fanden noch viele der Plagegeister ihren Weg und ließen uns nicht zur Ruhe kommen, ehe man eine regelrechte Jagd gegen sie inszeniert hatte. Die Tausende, die

außerhalb des Netzes summten, nach Menschenblut lechzend, stellten ihre Einbruchsvoruche erst nach Aufgang der Sonne ein.

Etwa 30 Meilen südlich von Bor zeigte sich auf dem linken Ufer die Neuigkeit eines Europäers. Wir hielten einen Augenblick und fragten, wer er sei und ob wir ihm in etwas dienlich sein könnten. Er gab sich als Grieche aus, habe sich hier in einer Hütte niedergelassen, um Elefantenzähne in der Nachbarschaft aufzulaufen und erwarte nur die Post nach Chartum. Eine ganze Hütte voll schöner Zähne zeigte von dem guten Geschäft, das er gemacht. Sein Bargeld war Eisen, Kupfer, Perlen und Stoffe.

Wir haben den 24. Dezember, sind am Weihnachtsvorabend; die nächste vor uns liegende Station ist K i r o, (von den Eingeborenen Semssem genannt), die erste der belgischen Stationen am oberen Nil. Dort sind Europäer, möglicherweise Katholiken. Soll man ihnen nicht die Möglichkeit einer hl. Messe bieten?

Kiro muß heute noch erreicht werden, gälte es auch, bis in die Nacht hineinzudefahren. Wir haben eine herrliche Nacht: das Arbeiten der Maschine allein stört die feierliche Stille. Uns stört sie nicht mehr. Wir haben die hl. Nacht und mit ihr all die heiligen Geheimnisse, die in ihr sich offenbaren und all die süßen Erinnerungen an schöne, nicht wiederkehrende Stunden, die man in der Jugend erlebt, unter dem Christbaum, zuhause in der Heimat. O herrliche, vergangene Tage! O beseligende, erlösende Geheimnisse!

Der Missionär muß in der Fremde vieles sich abgewöhnen, vielem entsagen, manches vergessen. Aber sein Herz, mit den teuern Gefühlen drin, verliert er nicht. So oft Weihnachten wiederkehrt, kehren die Tage der Kindheit unter dem Christbaum wieder. Das Christkindlein wird uns einmal dort oben einen schönen Baum bereiten für die vielen, denen wir entsagt.

Es ist 11 Uhr: K i r o ist erreicht.

Früh morgens kommt der Kommandant des Platzes zur Begrüßung und ladet zum Besuch der Station ein. In seinem Hause wird die hl. Messe für die 6 Europäer, die hier sind, gelesen. Nach der hl. Messe befehen wir uns Kiro. Es liegt auf der höchsten bis jetzt begegneten Uferstelle. Der Fluß zur Seite ist sehr stark und hat das Ufer schon tüchtig ausgewaschen. Kiro, das europäische, liegt innerhalb einer starken Umzäunung aus Holzpfählen. Die 12—15 Häuschen drin, alle aus gebrannten Ziegeln, bilden ein Viereck. Die Zimmerwohnungen liegen alle etwa 80 Zentimeter vom Boden entfernt, wie es in den Tropen sein muß. Haus und Hof

sind ausnahmsweise reinlich gehalten. Die Arbeit ruhte des hohen Festes wegen, das man auch hier nicht vergaß. Außerhalb der Seriba, gegen Norden, ist die 300 Mann betragende Besatzung in Hütten nach Art der Eingeborenen untergebracht. Die Hütten sind reinlich und in schöner Ordnung. Die Soldaten, denen wir begegnen — meistens Niam-Niam und Kongo-Neger, grüßen freundlich. Die Frauen und Kinder sind wohlgekleidet, mit europäischen Baumwollstoffen. Ihr Schmuß sind zahlreiche Arm- und Fußspangen und lange Perlschnüre um den Hals. Viel Musik hört man in diesem Viertel. Kein Schreien oder geregeltes Singen. Säuselnde Töne entspringen den elementaren Mandolinen; gedämpfte, säuselnde Töne singen die Sänger, die sich damit begleiten. Ein sehr musikverständiges Völkchen. Auf dem gegenüberliegenden Ufer sind Bananen- und Maniokpflanzungen, von den Frauen der Soldaten und Eingeborenen besorgt.

Auch der Gottesacker fehlt in Kiro nicht. Neun Europäer haben ihr Grab gefunden in den zwei Jahren des Bestehens der Station. Die Gräber sind mit weißen Kreuzen geschmückt.

Malaria und Schwarzwasserfieber und Diarrhöe sind es, die die meisten zu Falle bringen. Ja, Missions- und Kolonisationsarbeit am Nil kosten schwere Opfer. Das soll uns aber den Mut nicht nehmen. Der Herr, der auch Afrika zur Teilnahme an seinen Erlösungsverdiensten berufen hat, wird die Mittel und Wege an die Hand geben, wenn anders die Zeit der Befehrung für den schwarzen Kontinent gekommen ist.

Wir verbrachten dann einen heiteren Abend im Hause des Kommandanten, in Gesellschaft der Offiziere des Platzes.

Am folgenden Morgen, etwa eine halbe Stunde nach der Abfahrt, entdeckten die Heizer beim Herausnehmen des Holzes ein schwarzes Individuum. Es war ein Gefangener, der sich in Kiro nachts in den unteren Teilen des Schiffes verkrochen hatte, jedenfalls um beim nächsten Aufenthalt das Weite zu suchen. Natürlich mußte der Tropf nach Kiro zurückgebracht werden.

Trotz der kleinen Verzögerung waren wir schon um 10 Uhr in Mangalla, das gegenwärtig nichts darbietet als ein paar Backsteine zu seinem baldigen Erstehen.

Ein Kanonen- und Postboot vor dem erwählten Platz bilden einstweilen die Unterkunft der Soldaten, die hier stationiert werden sollen. Mangalla wird die letzte anglo-ägyptische Poststation sein. Die Grenze des Sudan ist zwischen Lado und Gondokoro. Die von Chartum kommenden Postdampfer

gehen bis Ranifat, wo ein Dampfer aus Mangalla die Post für Lado-Gondokoro, Negiaf empfängt und weiterbefördert. 2½ Stunden Fahrt südlich ist Lado, dessen Namensbruder Gebel Lado wir durch 40—50 Meilen vor Augen hatten.

Lado wie Kiro, auf sehr hohem, schön geschwungenem Ufer gelegen, war einst — unter Emir Pascha — eine schöne Stadt und ist auch jetzt wieder auf dem besten Wege, eine solche zu werden. Eine schöne Anzahl solid gebauter, einstöckiger Häuschen, schöne Pflanzungen ringsum, Offiziere und Soldaten in den Straßen stellen ein Stück „Großstadt“ dar. Eine Reihe Geschütze, deren Mündungen gegen den Fluß schauen und die Soldatenbaracken im Hintergrund geben Lado noch den Anstrich einer Festung. Der hier sehr reizende Nil macht das Landen von Schiffen sehr schwierig.

Lado gegenüber ist, mitten im Fluß, eine musterhaft bebaute Insel. Eine hübsche, mit Papayabäumen und Bananen eingesäumte Straße führt ringsherum. Im Innern sind Momioka, Tabak, Reis, Sorghum und europäische Gemüse, soviel, daß Lado nun sich selbst zu ernähren imstande ist. Die ganze Arbeit leisten die Eingeborenen und die Frauen der Soldaten gegen Beziehung des Lebensunterhalts und einen kleinen Betrag von Stoff oder Messingdraht. Die Not lehrte die Belgier die Anpflanzung der Insel: Vor zwei Jahren herrschte eine Hungersnot am oberen Nil. Die aus dem Kongostaat erwarteten Lebensmittel kamen infolge eines dort ausgebrochenen Krieges nicht an. Von den Eingeborenen war nichts zu haben. Sie litten selbst am Nötigen und waren aus Furcht vor den Dervischen erst in geringerer Zahl aus dem Innern zurückgekehrt. Nun ist nichts mehr zu fürchten, das Wasser mangelt nie auf der Insel und Arbeiter kommen mehr und mehr, weil sie wissen, unter den Weißen gegen die Dervische geschützt zu sein.

Die Sterblichkeit unter den Europäern ist hier ebenfalls groß. Merkwürdigerweise ist bei den Eingeborenen die größte Zahl der Todesfälle nicht durch Krankheit, sondern durch die Krokodile herbeigeführt. Gegen 7 Meter lange wurden hier schon getötet. Trotz aller Mahnungen und Vorschriften kommen immer wieder Fälle vor, daß Frauen beim Waschen oder Soldaten beim Baden durch lauende Krokodile entführt, verschwinden. Erst vor kurzem hatte so ein Ungeheuer einen Soldaten beim Baden gepackt. Derselbe behielt aber seine Geistesgegenwart und kämpfte einen Todeskampf mit seinem Angreifer, der dahin endete, daß er mit aufgeschlittem Bauch und heraushängenden Eingeweiden losgelassen wurde.

Der Soldat wurde ins Krankenhaus gebracht und befindet sich nun auf dem Wege der Besserung.

Die 7 Meilen von Lado nach Gondokoro zurückzulegen, brauchte es, der starken Strömung und vielen Sandbänke wegen, 2 Stunden. Unser Handbuch sagt uns, daß wir nun 1000 Meilen von Chartum weg sind.

Auf den Gruß mit der Dampfpeife kamen der Kommandant, der Arzt und das übrige europäische Personal von Gondokoro und hießen uns willkommen.

Auf die Eröffnung des Zweckes unseres Kommens waren alle sehr erfreut und der Kommandant lud uns gleich ein, eine Station in Gondokoro zu gründen. In Bezug auf Latuka bedauerte er, sagen zu müssen, daß unsere geplante Mission dorthin nicht stattfinden könne, weil dort Krieg und Aufruhr herrsche; das Uferland bis nach Bedden könnten wir besuchen.

Gondokoro liegt ziemlich hoch und gewährt in den es umgebenden, mannigfaltig geformten Hügeln und Bergen einen überraschenden Anblick. Die Ufer sind schräg abfallend und lassen auf eine weite Strecke die Schiffe mit dem Lande nicht in Verkehr treten.

Gondokoro war einst (1850—75) sehr groß und die Bevölkerung ringsherum sehr dicht. Jetzt ist es arg heruntergekommen. Außer den sehr einfachen Behausungen des Militär- und Zivilkommandanten, eines Ingenieurs, Sergeanten und zwei Ärzten; außer den zu einer Beherbergung von 130 Soldaten mit Weib und Kind, nötigen Hütten, sowie den Dekatie (Läden) zweier Handelsleute, eines Griechen und eines Indiers, gibts keine Gebäulichkeiten. Die gegen die Weißen noch sehr mißtrauischen Bari-Neger halten sich in respektvoller Entfernung von den Regierungseleuten. Es ist sehr schwer, ein Schaf, ein Huhn, Eier oder Milch aufzutreiben. Wir konnten Fleisch nur mittels des Kommandanten erhalten. Das Land ist durch die Dervische ruiniert worden. Die Ugandaregierung (Gondokoro gehört jetzt zu Uganda) hat da viel zu tun und mehr zu zahlen, als zu ernten.

Seit der neuen Gebietsregulierung ist verschiedenes aus Uganda eingeführt worden. Die von Entebbe, der Hauptstadt von Uganda, kommenden Offiziere und Beamten bringen von dort ihre Diener mit, diese Weib und Kind, welche, die Eigentümlichkeiten und Sitten ihres Landes beibehaltend, nach ihrer Weise sich kleiden und leben. Der seine Waren aus Uganda beziehende indische Kaufmann kommt ihren Bedürfnissen entgegen.

Da der Handel mit dem Süden durch Träger geschieht und diese zum großen Teil Christen sind, spielt auch die christliche Religion eine Rolle in Gondokoro. Die Christen sind stolz auf ihren Namen und bekennen ihn öffentlich. Ihren Rosenkranz tragen sie mindestens mit ebensoviel Selbstbewußtsein als die Muselmänner den ihrigen. Man wird bald daran denken müssen, eine kleine Kapelle für sie zu bauen.

Obwohl wir nicht nach Latuka gehen konnten — was der Zweck unserer Reise war — und einsahen,

daß in Gondokoro jetzt noch nicht unseres Bleibens sein könne, wegen der großen Schwierigkeit, das zum Leben Notwendige zu finden, entschlossen wir uns, doch eine Zeitlang hier zu bleiben, um Land und Leute und die Erfordernisse einer künftigen Gründung zu studieren.

Der Platz, wo so manche unserer Missionäre ihr Grab gefunden vor 50 Jahren war wohl unseres Verweilens einige Tage wert.

(Fortsetzung folgt.)



Der Negerknabe Farag.

Farag, ein Negerknabe aus dem Stamme der Denka, erhielt in der Mission den Namen Angelus. Wegen des grausamen Geschicks, das in den letzten Zeiten über den Sudan hereingebrochen war, begaben sich die Eltern des Angelus als Verbannte nach Oberägypten, wo sie sich in einer armen Hütte des Negerviertels in der Stadt Assuan so gut als möglich einrichteten. Hier nun war es, wo unser Angelus das Licht der Welt erblickte. In seiner Kindheit teilte er das Los sovieler anderer armer Negerkinder, die im äußersten Elend von herumziehenden Eltern geboren werden. Sich selbst überlassen, wuchs das arme Geschöpf ganz verwahrlost im schmutzigsten Teile, der zur Stadt gehört, auf, ohne jedwede Aufsicht oder Versorgung vonseiten seiner Eltern. So ging es einen Tag wie den andern. Des Abends kehrte er dann wieder in seine ebenso schmutzige Behausung zurück, wohin dann auch jeden Tag der Vater mit seinem Tageslohn von ungefähr 4 Piafter (1 Lire), die er sich durch Ziegelbrennen sauer genug verdiente, zu kommen pflegte. In solchen Umständen verfloßen für den Knaben die ersten Jahre seiner Kindheit in einer grenzenlosen Unwissenheit in Bezug auf all das, was den Menschen adelt und ihn über das Niveau der Tiere erhebt. Jedwede Bildung, intellektuelle wie moralische, mangelte dem kleinen Angelus gänzlich und er lebte in den Tag hinein ohne Kenntnis von einem Dasein eines himmlischen Vaters, der das ganze Weltall mit Weisheit regiert, der alle seine Geschöpfe in Wahrheit liebt, jedem mit so großer Liebe zugetan ist und besonders jene mit seiner unendlichen Vatergüte umfängt, in deren Seelen er

sein getreues Abbild wiederfindet, aus deren Augen er die holde Perle der Unschuld in hellem Strahle erglänzen sieht.

Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Deutschland auf der orientalischen Küste bereits Anstalten getroffen habe, einen Kriegszug gegen einen aufrührerischen Häuptling, Bushiri mit Namen, zu unternehmen. Von allen Seiten strömten Streit- und Geldsüchtige zusammen, um sich im deutschen Heere anwerben zu lassen. Auch der Vater unseres Angelus wurde von seinen Kameraden dazu aufgefordert. Nach einigem Zögern willigte er endlich ein und entschloß sich zu diesem Schritte.

Die ganze Familie reiste nun nach Sansibar, wo selbst sich der Vater zu stellen hatte. Auf dem Wege dahin hatten sie große Strapazen auszustehen. Die wenigen Habseligkeiten, die sie mit sich trugen, machten ihre Reise nur noch beschwerlicher. Die kleine Barschaft war bald erschöpft, der Weg weit und mühevoll, einestheils durch die Glut der afrikanischen Sonne, andernteils durch den Mangel an Wasser, der sich besonders fühlbar machte. So war die arme Familie allem Ungemach preisgegeben und nur auf die Gaben und Geschenke von einigen milden Negerstämmen angewiesen. Lange Zeit hatten sie sich so mit Mühe durchgeschleppt, als sie endlich ihr Ziel erreichten. Bei der Ankunft in Sansibar hatte die Werbetrommel bereits zu schlagen aufgehört und die Truppen standen bis auf die Schulung fertig da. Angelus Vater trat sofort in die Compagnie ein, in welche er zugeteilt worden war und wo man ihn als den Letzten schon erwartete. Nun ging es augenblicklich ans Werk, die Truppenteile

selbsttätig zu machen und etwas mehr geordnete, kriegerische Bewegung in die Masse hineinzubringen. Dank der allseitig bewährten Taktik der Deutschen gelang dies sehr schnell, sodaß man binnen Kurzem ganz tüchtige Truppen dem Feinde entgegenstellen konnte.

Während sich nun der Vater des Angelus fleißig in den Waffen übte, war sein Sohn in eine Schule geschickt worden, um dort den Koran zu lernen. Für Angelus war dies ein um so größeres Opfer, als es auf ausdrücklichen Befehl des Vaters geschehen mußte. Ein freies, ungebundenes Leben auf der Straße, wie er es bisher immer gewohnt war, wollte sich mit dem langen, ruhigen Sitzen in der Schule und noch dazu unter Aufsicht eines, mit Stockschlägen auch nicht kargen, unerbittlichen Schulmonarchen gar nicht gut vertragen. Die Schulstunden wurden dem armen Angelus eine Folterbank, für die er sich lieber alles auf der Welt, aber nur nicht diese gewünscht hätte und oft dachte er an seine früher verlebten Tage zurück.

Dieses Leben dauerte aber auch garnicht lange. Noch ehe die kleine Armee im Felde stand, wurde der Vater krank, mußte den Militärdienst aufgeben und auch das Klima wieder mit dem ägyptischen vertauschen. Er schiffte sich nach Suez ein, nahm aber diesmal seinen Aufenthaltsort mit seiner

Familie nicht mehr in Assuan, sondern bei Kairo in der Nähe der Negerkolonie Gesira. Dort wurde er mit unseren Missionären bekannt und mit dem Zwecke, den die Mission verfolgt. Das Institut der Negerknaben gefiel dem Vater und er wünschte seinen Sohn auch zur Erziehung dorthin zu schicken. Die Bitte um die Aufnahme für seinen Sohn wurde ihm bereitwilligst gewährt und nun befindet sich der kleine Angelus bereits sechs Monate in unserer Kolonie. Obgleich erst 10 Jahre alt, hat er einen festen und gesunden Körperbau. Sein etwas länglicher Kopf mit den feinen, wolligen Locken, seine hervortretenden Gesichtszüge, seine aufgeworfenen Lippen machen ihn zu einem echten Träger des Dinkatypus. Von Charakter sanftmütig, ist er ebenfalls wie seine Landsleute kein besonderer Freund von Arbeit und Anstrengung. Doch zeigt er überall einen guten Willen, ist gehorsam und macht auch gute Fortschritte in der Schule. Die heilige Taufe hat er zwar noch nicht, studiert aber schon sehr fleißig den Katechismus mit den anderen Knaben. Für unsere heilige Religion zeigt er besonderes Interesse und Hineigung und wünscht auch sehnlich in den Schoß derselben aufgenommen zu werden. Das größte Hindernis bereiten ihm noch immer seine Eltern; wir hoffen aber, daß der Herr auch diese Umstände beseitigen wird.

P. J. M. Bedusch i, F. S. C.

Krankensorge in Assuan.

Früher haben wir schon öfters das gesegnete Wirken unserer ehrwürdigen Schwestern hervorgehoben und die erstaunlichen Erfolge, welche sie bei ihrem Krankendienste an dem Heile der Seelen erzielen. Ein Brief aus Assuan bestätigt unsere vorher gemachte Aussage.

„Es läßt sich nicht mit Worten schildern, wie zutraulich und mit welcher Achtung uns gegenüber das Volk sich benimmt, seitdem wir hier mit den geistigen Werken der Barmherzigkeit auch die leiblichen vereinigt haben. Eine ziemlich primitive und beschränkte Apotheke vermag uns auf einmal alle Herzen aufzutun. Die gewaltigen Vorurteile über die Fremden, über deren Tun und Treiben, ihre vergiftenden Medicinen und ihren Umgang mit den

Mächten der Finsternis, diese Vorurteile, von denen sie besonders befangen waren, haben sie nun abgelegt und sie fühlen sich nun glücklich, uns stets in ihrer Nähe zu wissen. Unsere kleine Hausapotheke, die nach ihrer Meinung alles samt und sonders zu heilen imstande ist, hat in der That merkwürdige Beweise von Genesungen schon geleistet, denn der über die Massen einbildungsfähige Afrikaner ist ja nicht besonders wählerisch in seinen Medicinen. Ist er krank — übrigens wartet er nicht einmal solange, sondern verspürt gewöhnlich schon beim Erscheinen einer mitleidigen Schwester irgendwelche Vorzeichen einer nahenden Krankheit — so ist der gutmütige Eingeborene nicht gerade auf Hoffmann'sche Tropfen oder Pillen verfallen, es tut's ein Schluck aus dem

Weinfläschchen ebensogut für Rheumatismus und Podagra als ein Pflaster für Kopfschmerzen und dazu tut aber jede Arznei unfehlbar ihre Wirkung. Ein Doktor mit „Applaus“ könnte wohl kaum größeren Ruhm einerten, noch auch bei diesen Eingeborenen angesehen sein als wir jetzt.

Beweise solchen Vertrauens geben uns die Eingeborenen täglich. Einer möge hier Platz finden.

Wie gewöhnlich machten wir einen kleinen Ausgang in die benachbarten Dörfer und nahmen zu diesem Zweck einigen Vorrat von Medizin für die alltäglichen Vorfälle mit. Als wir eben in eine

enge Straße einbiegen wollten, hörten wir eine helle Knabenstimme, die uns zurief. Ich fragte ihn, was er denn wolle. „Komm,“ sagte er mir, „komm schnell, der Scief will dich sprechen.“ „Männern statten wir keine Besuche ab,“ antwortete ich ihm, „sondern nur Frauen.“ „Nun gut,“ entgegnete er mir, „dort findest du auch Frauen und Kinder, soviel du willst, komm nur!“

Endlich folgte ich dem Drängen des kleinen Bittstellers und trat mit ihm in ein kleines Haus. Dort fanden wir einen Armen; um ihn standen seine Frau und einige Knaben, wahrscheinlich seine Söhne. Wir wurden mit allen Zeichen des Wohlwollens und der Höflichkeit empfangen, ja, es wurde uns

sogar nach üblicher Sitte eine Tasse Kaffee angeboten. Das Gespräch ergab sich von selbst, der Faden der Rede spann sich immer weiter, ein Wort gab das andere, der Komplimente wurden immer mehr und schließlich wußten wir noch nicht, obgleich schon eine gute Zeit verplaudert worden war, weshalb man uns eigentlich gerufen hatte. Um endlich den Schlüssel zum Geheimnis zu bekommen, stand ich auf, deutete dies auch meiner Schwester an und wollte mich entfernen. Da erhob sich der Scief und sprach mit ernster Miene: „Wisse! Es sind jetzt bereits zwei Jahre, daß ich in eine starke Krankheit fiel, die zur Folge hatte, daß ich Zahnschmerzen bekam und mir zwei Zähne herausreißen lassen mußte. Es waren

dies die zwei Eckzähne und nun sehe ich, daß durch dieses Herausziehen zwei dunkle Flecken im Gesicht geblieben sind. Ich ersuche dich nun, mir zu sagen, ob du diese Spuren vielleicht mit einer Medizin abwaschen könntest.“ „Nein,“ antwortete ich ihm ebenso entschieden, als ich den wahren Grund erkannte, „hier gibt es kein Mittel mehr, diese zwei Flecken können nicht mehr abgewaschen werden.“ „Siehst du,“ sprach der Scief, indem er sich zu seiner Frau wandte und wehmütig stammelte, weil ihm auch der letzte Funke von Hoffnung entrispen worden war, „siehst du, wie tüchtig diese Hatime

(Doktorinnen) sind! Sie haben mir die gleiche Antwort gegeben wie der Arzt, der ebenfalls keine Medizin mehr für mich wußte.“

Fürwahr, ein sonderbarer Einfall bei einem Schwarzen und gewaltige Anforderungen an unseren Glauben, der da auf einem schwarzen Gesicht obendrein noch schwarze Flecken herausfinden soll. Der Mann hatte seine Farbe vergessen, andererseits aber auch wieder gut gedacht, nicht in Bezug auf den Leib, wohl aber in Bezug auf die Seele.

Der Ernst und das gravitatische Auftreten, mit dem er sein Anliegen begleitete, hätte uns wohl zum Lachen reizen können, wäre nicht das Mitleid zu diesem doppelt Armen größer gewesen.

Da die Frau uns noch um etwas Medizin für ihre Augen bat, so verabreichten wir dieselbe schnell und traten dann wieder den Heimweg an.

Infolge dieser wörtlichen Übereinstimmung unserer Meinung mit der des Doktors stiegen wir an. Ansehen in ihren Augen viel mehr noch als ehemals. Und es braucht wahrlich nicht viel, selbst ein Tropfen oder eine Pille ist dazu imstande, von diesen Eingebornen als Doktor promoviert und im ganzen Lande als Wundermensch bekannt zu werden.

In der Ausübung unserer ärztlichen Kunst stehen wir oft vor den lächerlichsten Schwierigkeiten dieser Welt, die nur in der Unwissenheit des Volkes ihren Grund haben. Oft kommt es vor, daß wir wieder-



Der Hegerknabe Farag.

holt Pulver verabreichen müssen, weil die Ungeschicklichkeit, dieselben zu sich zu nehmen, gewöhnlich schuld daran ist. Alles nur mögliche hat man in dieser Beziehung schon fertig gebracht. Ist z. B. das Pulver in Papier eingewickelt, so ist es gar keine Seltenheit, daß der pünktliche Patient Pulver samt Papier mit einemale verschluckt. Einige freilich waren etwas schlauer und haben sich vorher noch genau erkundigt, ob das Papier für die Giltigkeit und Wirkung der Medizin nicht etwa unerlässlich sei. Solche und dergleichen Szenen spielen sich hier täglich ab.

Eines Tages wollte ich die Zunge einer Frau sehen um ihr eine entsprechenden Medizin zu reichen. Aber! — Welch ein Anblick —! Gegen sechs bis sieben andere Frauen, die noch dabei waren, streckten wie auf's Kommando ihre Zungen heraus und mir entgegen. So küstern ist hier zu Lande Alles nach Medizin.

Ein andermal wollte ich einem Knaben etwas Mandöl reichen. Kaum aber hatte ein altes Weib dies gesehen, als es auf mich losstürmte und gleichfalls Öl haben wollte. Sie bat, beschwor mich und drohte zuletzt noch gar, als ich mich nicht dazu hergab, mit allen Zauberformeln mich zu verhexen. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich vor dergleichen keine Furcht habe und suchte sie auch von ihrer Meinung abzubringen, indem ich ihr beibringen wollte, daß solche Medizin für sie nicht passe und sie überhaupt

keine Arznei bedürfe, da sie ja gar nicht krank sei. Aber es war alles umsonst. Ich mußte schließlich doch der Alten etwas Mandöl reichen, wenn ich nicht alles Unheil heraufbeschwören wollte. Und ich tat es auch. Andern Tages kam die Alte wieder und dankte mit herzlichen Worten für die gute Medizin, die ihre beste Wirkung getan hätte.

Inmitten dieser oft lächerlichen Szenen liegt auch manchmal Trost für uns, denn diese Art gutes zu tun hat schon vielen Seelen das ewige Heil gebracht und sie wie an dem Leibe so auch an der Seele gesund gemacht. Letzteres stärkt uns mehr als alles andere in unferen mühevollen Arbeiten, nimmt und läßt das Harte der Arbeit nicht so in den Vordergrund treten und belebt uns wieder von neuem, wenn Beschwerden uns niederzudrücken drohen. Unsere Wohltäter im fernen Europa, die uns so großherzig unterstützen, sind ein Instrument des Barmherzigkeit Gottes und auf sie wird auch zuerst der Anteil des Guten fallen das wir hier durch ihre Hilfe stiften können. Möge auch fernerhin dieser Born des Segens für sie sowohl wie für die armen Seelen in Afrika nie versiegen und möge wie durch das Meer die beiden Kontinente so nie durch Härtherzigkeit und Teilnamslosigkeit der eine Brudersinn jemals gespalten werden.

Schwester Oliva

von den frommen Müttern des Negerlandes.



Ein Wehngericht bei den Yonde-Kaffern.

Vor einiger Zeit war ich Zeuge und teilweiser Mitspieler einer jener Tragödien, die das Wehngericht in Pondoland nur zu häufig in Szene setzt.

Hinter der Besingung des Herrn Hughes auf einer zehn Minuten entfernten, bewaldeten Anhöhe befindet sich ein Kaffernkraal, aus 6 oder 8 Hütten bestehend.

Stammvater oder Oberhaupt desselben war ein halbzivilisierter Kaffer von Kingwilliamstown, der ins Pondoland übergesiedelt war. Auch seine Frau war aus der Kapkolonie und ziemlich englisiert; dadurch, sowie durch seinen Reichtum, nahm Jakob, dies war der Name des Mannes, eine höhere Stellung unter den Eingeborenen ein, was er aber

keine Umgebung bedeutend fühlen ließ, sodas die Familie sehr unbeliebt war. Sein Vermögen würde ihn sogar bei uns als einen wohlhabenden Mann haben gelten lassen, denn er besaß viele gutgebaute Mais- und Gemüseselder, einige hundert Stück Rindvieh, was hier im Durchschnitt 180 Mark den Kopf wert ist, einen Ochsenwagen, der 1200 bis 1600 Mark kostet, zwei Gespann je 20 Stück Ziehochsen, 460 Mark den Kopf und ca. 2000 Mark in barem Gelde. Ihr werdet schon anderweitig gelesen haben, daß aller Transport in Afrika durch Wagen mit Ochsen bespannt besorgt wird. Denn da auf diesen ungeheuren Flächen (oft viele Tagereisen) weder Obdach noch Lebensmittel angetroffen werden und man häufig ohne Wege nur der Richtung

nach über Gebirge und steile Hügel, durch Flüsse und Täler zieht, so ist jedes andere Transportmittel unmöglich. Nur auf gebahnten künstlichen Wegen nach vielbesuchten Plätzen fängt man jetzt an, Maultiere zu verwenden. Diese Ochsenwagen sind demnach ungeheuer solide und stark gebaut, vom besten Material, werden von 16 bis 20 Ochsen gezogen und je nach den Wagen mit 60—80 Zentnern beladen, Es ist erstaunlich, welche unebenen, steilen Wege dieses Gespann passiert, auf denen ein Fußgänger oft Mühe hat, fortzukommen.

Doch zurück zu meinem Thema! Jakob war stolz auf seinen Reichtum und scharrte immer mehr zusammen, hatte seine Söhne und Treiber, nahm für die europäischen Händler Fuhren an, wofür er 20 Mark den Tag erhielt. Außerdem war er ehrgeizig und strebte danach, selbst ein kleiner Häuptling zu werden. Dies steigerte den Haß und die Habgier seiner Feinde und brachte ihn endlich zu Fall. Eine anscheinend geringe Ursache beschleunigte die Krisis. Jakob arbeitete an der Station eines Kaufmannes am St. Johns-Flusse, ein Schiff abladend. Ein dabei beschäftigter Kaffer, Untertan des kleinen Häuptlings Umtaze, stahl eine Tabakspfeife von Bord und Jakob brachte den Fall vor Gericht, worauf der Dieb bestraft wurde. Der Häuptling schwur Jakob Rache und ob auch Jahre darüber vergehen, ein Kaffer vergißt dies nie. Eine geraume Zeit war vergangen, über 18 Monate, bis Umtaze seine Rache ins Werk setzte. Er ging hin zum großen Häuptling Damahs, der im Lande zwischen dem Umtata oder St. Johns-Flusse oder Umzimvubu herrscht und klagte Jakob an. Dies ist eine Art Behmgericht und das Verfahren ist folgendes: der Ankläger nimmt einen oder zwei Ochsen, treibt sie vor den Kraal des Oberhäuptlings, macht demselben ein Geschenk damit und setzt sich dann der Hütte gegenüber mit trauriger, kummervoller Miene, ab und zu jammernd und wehlagend. Nachdem er oft stundenlang geseffen, fragt der große Häuptling nach seinem Begehre.

„Königlicher Herrscher,“ sagt der Ankläger, „ich komme zu dir, damit du mich tröstest.“

„Warum, was fehlt dir?“

„Glück lastet auf meinem Kraale, meine Frauen sind krank und werden von Tag zu Tag dünner, meine Kühe geben keine Milch mehr und sinken hin wie Fliegen, darum ist es besser, du tötest mich, damit mein Kummer aufhört.“

„Was denkst du, ist die Ursache?“

„O, es hat mich jemand behert.“

„Hast du Verdacht auf irgend jemand?“

„Ja, großer Häuptling, auf den und den.“

Dann werden Gründe gefordert, Zeugen verhört und endlich die Räte und Zauberdoctoren befragt. Auf deren Aussagen wird dann der Angeklagte verurteilt und der Kläger ermächtigt, das Urteil zu vollstrecken.

Dies war auch der Verlauf mit Jakob. Auf die Frage, auf wem der Verdacht ruhe, antwortete Umtaze entschieden: „Auf Jakob und seinem Kraale.“ Mehrere Zeugen wurden vernommen, welche aussagten, sie hätten vor längerer Zeit Jakobs Leute Gift aus dem Galega-Lande (eines südlich vom Umtata-Flusse wohnenden Kaffernstammes, der durch seine Kenntnis verschiedener Pflanzengifte berüchtigt ist), holen sehen, wobei dieselben prahlerisch geäußert hätten, ihre Feinde würden bald zum Schweigen gebracht werden. Ein anderer Zeuge erzählte, er sei nachts vor Jakobs Hütte gekommen und habe die Türe verschlossen gefunden, inwendig aber Licht gesehen. Darauf habe er durch die Öffnung geguckt und beobachtet, wie derselbe und seine Frau Rosa bei einem Topf gestanden, in welchem eine rote, schäumende Masse gekocht habe, wobei die beiden Zauberformeln ausgesprochen hätten, des Inhalts, daß Umtaze sterben solle.

Dies war im Bondolande überzeugend und nachdem Räte und Zauberdoctoren befragt waren, gab Damahs seine Einwilligung zur Vernichtung Jakobs und zur Teilung seiner Habe unter den beleidigten Stamm Umtazes.

Schon lange hatte dieses Unheil über dem Haupte des Verurteilten gebrütet und derselbe wußte es gar wohl, war aber so mutig und auf seine Macht vertrauend, daß er die drohenden Gerüchte nicht allein mißachtete, sondern sogar herausforderte.

Am 13. November sprengte ein Kaffer zu Pferde an der Hütte vorbei und rief: „Jakob, nimm dich in Acht!“ und verschwand dann so plötzlich als er gekommen. „Ach!“ rief Jakob höhrend, „ich bin bereit, laß sie nur kommen!“ Er glaubte, daß im Fall der Not die Nachbarschaft ihm beistehen würde, täuschte sich aber darin nur zu sehr. Am 14. Nov. morgens gegen 4 Uhr wurde mit einemale heftig an seine Hütte geklopft und seine Feinde riesen ihm zu, er solle herauskommen und sich ergeben. Etwa 100 bis 150 Mann hatten des Nachts im Hinterhalt gelegen und den Kraal umzingelt. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der Kaffern, daß sie alle ihre Überfälle kurz vor Tagesanbruch machen, man findet dies bei den meisten unzivilisierten Völkern. Jakob wußte wohl, daß sein Leben verwirrt war, daß er getötet worden wäre, sobald er aus dem Hause trete, deshalb beschloß er, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Er verweigerte

also seine Übergebung, ließ jedoch auf Verlangen seine Frau und Familie auf letzterer Wunsch hinaus. Sobald dieselben unter der Rote der Feinde erschienen, wurde ihnen das Zeug vom Leibe gerissen, sie gingen nämlich europäisch gekleidet und dieselben mißhandelt. Im Eifer aber, die Hauptperson zu erhalten, vergaß man die gehörige Vorsicht, sodaß die Frau mit den Kindern nach der Station des Herrn Hughes entfloß, woselbst ich zur Zeit mich aufhielt. Ein merkwürdiges, fremdartiges Geräusch weckte mich aus meinem gewöhnlich sehr gesunden Schlummer und emporsahrend hörte ich die Stimme des Kafferdieners, der in der Küche nahe beim Hause schlief. „Um Gotteswillen, machen Sie schnell die Thür auf, man ermordet Jakob und seinen ganzen Stamm, die ganze Gegend ist im Aufruhr!“ Sofort sprang ich auf und öffnete die Thür und im selben Augenblick stürzte auch Rosa mit ihren Kindern und Mägden in das Haus. Wie ich schon früher einmal erwähnt habe, ist nämlich das Haus eines Europäers ein Sanctuarium, das jeden Eingebornen schützt, der in dasselbe flüchtet.

Jetzt folgte eine schauerliche Szene, im Hause das Jammern und Schreien der Kinder und Mägde, die ganze Gegend tageshell von den angezündeten Kaffernhütten, Schießen, Heuten und Schreien, als ob alle Dämonen der Hölle losgelassen seien. Dies dauerte eine Zeitlang, bis der Tag anbrach. Ich stand gerade vor der Thür und wartete der Dinge, die da kommen sollten, als plötzlich einer der Treiber Jakobs, Macesa, atemlos mit ungeheuren Säzen hundert Schritte vor mir erschien und sich sodann ur schnnell platt auf die Erde in das hohe Gras warf. Im selben Augenblick kamen zwei Männer, jeder mit 6—8 Speeren bewaffnet, bei ihm vorbei und kamen vor mir zu einem plötzlichen Stillstande. Sie hatten ohne Zweifel die Fährte von Macesa verloren. Als sich dieser niederwarf, hob er noch die Hände bittend zu mir empor, daß ich ihn nicht verraten möchte. Den Anblick der beiden Verfolger werde ich nie in meinem Leben vergessen, die Augen schienen dreimal so groß als gewöhnlich, die Pupille blitzte furchtbar unheimlich, während das Weiße mit Blut unterlaufen war; vor dem Munde stand der dicke Schaum und es kann nur ein bis zur Tollheit gereizter Tiger so aussehen. Nachdem sie mich und das Haus einige Augenblicke wild angeschaut, als

ob sie durch die Mauern des letztern hindurchblicken wollten, fragten sie, vor Wut und Aufregung keuchend, ob ich den Flüchtling nicht gesehen, was ich natürlich verneinte. Bei der Zeit war ich aber selbst so sehr in Aufregung geraten, daß ich krampfhaft meine Büchse flinte umfaßte und gar zu gern auf die Kannibalen losgebrannt hätte. Dieselben setzten dann wie Bluthunde in das Dickicht hinter dem Hause, um den Entflohenen aufzuspüren.

Sobald sie sich entfernt hatten, nahm ich den Flüchtling in das Boot und setzte ihn über den hier 200 Meter breiten Fluß, der unmittelbar vor dem Hause vorbeifließt. Auf der andern Seite herrscht nämlich ein anderer Häuptling, Umtengela, sodaß Flüchtlinge drüben geborgen sind.

Sobald Rosa und die Kinder aus der Hütte Jakobs waren, fingen die Kaffern an, dieselbe zu stürmen. Das war aber nicht so leicht; es hatte die Nacht geregnet, sodaß die Feuerbrände nicht recht brennen wollten und sowie sich ein Feind näherte, schoß Jakob durch die Öffnung des Hauses auf denselben. Endlich aber fing das Strohdach Feuer und als dies einstürzte, konnte sich der Eingeschlossene nicht länger halten. Er machte einen ungeheuren Satz durch die offene Thür, die Verzweiflung gab ihm Löwenkräfte, er brach durch die Reihen der Belagerer und sprang über die Umzäunung in den Kraal, worin einige sechzig Kühe sich befanden, durch dieselben und auf der andern Seite hinaus dem Gebüsch zu. Aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Eine Anzahl verfolgte ihn, ein Speer (Assagai) traf ihn in das Bein und eine Flintenkugel in die Schulter, sodaß er stürzte. Im Nu war die Rote auf ihm, man schlitze ihm mit einem Assagai den Bauch auf und schnitt ihm die Kehle durch.

Zwei Treiber, der vorhin erwähnte Macesa und Magnan, den ich später über den Fluß setzte, über welche ebenfalls das Todesurteil gefällt worden war, entkamen, indem sie die Verwirrung, die Jakobs hartnäckige Verteidigung verursachte, benutzten, um zu entfliehen.

Darauf nahmen Umtaze und seine Leute Besitz von des Getöteten Hab und Gut, schlachteten eine Kuh und wuschen sich die Hände im Blute, ein Opfer, welches bedeutet: „Ich wasche meine Hände rein von Schuld, es war ein Gottesgericht.“



Don der Walmanküste (Neu-Guinea.)

Das Missionshaus zu Steyl übernahm, so schreibt P. Vormann, im Anfange des Jahres 1896 das so schwierige Missionsgebiet in Neu-Guinea. Nach mancherlei Schwierigkeiten gelang es den ersten Missionären endlich, sich Ende desselben Jahres auf Tumleo, einer kleinen Insel in Berlinhafen, niederzulassen. Dort ist denn auch Mutter- und Hauptstation. Eine zahlreiche Anzahl zwar ärmlicher aber doch dauerhafter Holzbauten, mit Wellblech gedeckt, schmücken das kleine Eiland.

Von Tumleo aus suchten die Missionäre sich weiter auszubreiten und mit Gottes Gnade ist es gelungen, nunmehr vier Nebenstationen zu gründen. Zwei Stationen befinden sich in Berlinhafen selber und zwei in Potsdamhafen, einem günstig gelegenen Orte, 180 Seemeilen von hier. Für heute möchte ich die Aufmerksamkeit des freundlichen Lesers auf die zunächst gegründete Station lenken. Dieselbe liegt am Festlande von Neu-Guinea selber. Sie ist der hl. Gottesmutter geweiht unter dem Titel Regina Angelorum. Vorerst will ich nicht unterlassen, dem Leser einen kleinen Einblick in Land und Leute zu verschaffen.

Die Küste innerhalb des Rahmens von Berlinhafen heißt Walman-Küste. Sie ist benannt nach einem der Küste entlang wohnenden Stamme Walman. Im Hintergrunde, mehrere Meilen landeinwärts, schaut das große Torrizelli-Gebirge wie ein gewaltiger Riese hervor aus den Urwäldern mit undurchdringlichem Dickicht. Die Walmans sind Papuas. Wahrscheinlich sind die Leute nicht von jeher an der Meeresküste gewesen, sondern waren Inlands- oder gar Bergbewohner und sind dieselben durch Umstände gezwungen worden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Die jetzige Generation freilich kann sich dessen nicht mehr erinnern. Viele Gründe aber sprechen dafür. Hier seien zwei genannt. Sämtliche Bewohner des Festlandes, soweit wir sie kennen, sind Seefahrer und Schiffbauer. Nur nicht die Walmans. Ihnen liegt es ganz ferne, auch nur einen Versuch zu machen, Schiffe zu bauen. Auch fahren sie selten zur See und dann bloß mit Tumleoschiffen, um Besuche zu machen auf den nahegelegenen Inseln Tumleo oder Ali. Ein zweiter Grund wäre der: Noch jetzt wohnt im Inlande, etwa eine halbe Tagreise weit, ein Stamm

mit gleicher Sprache; während ringsum ein wahres Labyrinth verschiedenster Sprachen existiert und jeder Stamm seine eigene Sprache spricht.

Die Sprache der Walmans ist von der Tumleosprache total verschieden. Ja, beide sind so verschieden, wie das Französische vom Deutschen verschieden ist; und doch liegt die Insel Tumleo bloß eine Stunde per Ruderboot von Walman entfernt. Die Walmansprache bildet eine der nördlichsten Papuasprachen, während die Sprachen der benachbarten Inseln dem melanesischen Sprachstamme angehören.

Der Stamm Walman zählt zusammen gegen 500 Seelen. Sie verteilen sich auf vier Dörfer, diese heißen der Reihe nach Brinagol, Koroko, Pro, Bokau. Die Dörfer liegen hart an der Meeresküste im heißen Sande. Zwei Stunden gut muß man gehen, um vom ersten Dorf ins letzte zu kommen. Je zwei und zwei Dörfer sind im Besitze eines Gözentempels. Glücklicherweise kam eine dieser Teufelsbuden zum Falle bei der Strafexpedition, die die Regierung vor einem guten Jahre im Interesse unserer Missionäre dorthin sandte. Diese Gözentempel machen den Missionären vorderhand noch viel Arbeit.

In den Dörfern herrscht keine Ordnung. Die Häuser stehen da wie die Buden auf dem Markte, wenn Kirmesse ist. Ein jeder baut sein Haus da, wo er will. Deshalb führen keine geraden Wege durch dieselben. Alle Wege sind krumm und buckelig. Es ist auch niemand im Dorfe, der Vorschriften gibt bezüglich des Häuserbauens. Stadthalter und Bürgermeister gibts keine. Jeder Walman ist selbst Bürgermeister. Vorschriften und Gesetze werden hier keine erlassen. Ein jeder kann tun, was und wie er es will. Da sollte mal einer kommen und einem Walman Vorschriften machen! — Die Häuser sind meistens den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Hin und wieder steht ein Kokosbaum, sonst bietet nur das Hausdach Schutz gegen den heißen Sonnenschein.

Die einzelnen Häuser sind im allgemeinen ganz wohnlich. Ein Europäer müßte allerdings noch einige Möbel, wie Tisch, Stuhl, Bett u. dgl. mitbringen, denn solche „Kleinigkeiten“ findet man in einem Kanakenhause nicht. Das Dach der Häuser wird gemacht aus den Fächerblättern der Sagopalme.

Die Leute verstehen das Atap künstlich zu flechten und aufzulegen. So lange das Atapdach gut ist, schützt es gegen den heftigsten Regen. Auch die Hitze hält es ab. In einem Kanakenhause ist es viel kühler als in einem Europäerhause, dessen Dach mit Wellblech gedeckt ist. Fenster gibts keine am Hause. Die einzige Öffnung ist meistens die Türe und diese ist, mit Verlaub zu sagen, nicht größer als ein gutes Hundeloch. Europäern ist es oft schier unmöglich, solche Häuser zu betreten. Oft habe ich mir den Tropenhut eingestossen. Danke Gott, daß dieser die Schläge alle auf sich nehmen mußte, wehe sonst meinem armen Kopfe! — „Da die Häuser meistens auf Pfählen ruhen, so führt eine kleine Leiter hinauf. Diese Leitern sind zerlegbar. Binnen einer Minute kann man aus ihr sieben Teile machen und binnen einer Minute vereinigt man sie wieder zu einem Ganzen. Das hat sein Gutes, denn so kommen böse und zänkische Weiber leicht zu den nötigen Waffen. Für mich waren diese wackeligen Treppen schon mehr als einmal die Ursache eines erbärmlichen Sturzes. Auch Hunde klettern diese Treppen hinauf, sie knurren bei jedem Tritt. Geht die Frau Wasser schöpfen oder der Mann zum Fischfang, dann faßt er nicht selten die Leiter an einer Ecke an und sofort fallen 7—8 Teile zur Erde. Das ist dann das Zeichen, daß Herr N. N. nicht zu Hause ist. In den Häusern ist es ordentlich dunkel. Es dauert eine geraume Zeit, bis man sich mal ordentlich orientieren kann. Gleich an der Türe, die zugleich auch Schornstein ist, wird man von erstickenden Rauchwolken empfangen. Bekanntlich machen die Leute gerne ein Feuerchen im Hause, ja drei, vier auf einmal, wenns sein muß. Trotzdem aber bauen sie keine Schornsteine; durch jedes Ritzen und namentlich durch die Türe suchen Rauch und sonstiger Dunst das Weite. Das Feuer brennt auf dem Boden; damit aber der Fußboden kein Feuer fängt, legt der Schwarze eine Schicht Sand unter und so gehts gut. Über jedem Herde hängt ein Korb, darin räuchert er Fische, Schweinefleisch, Hunde und Katzen. Das ganze Innere besteht aus einem Raume; Abteilungen sind keine vorhanden. Tisch, Stuhl, Bett, Uhr, Ofen zc. sieht man nicht. Einige alte Töpfe bilden die ganze Ausstattung des Hauses. — Oben im Hause ist eine Art Speicher angebracht, da bewahrt der Mann seine Bogen und Pfeile, die Frau ihre Fischnetze und Leibbinden auf. In jedem Hause wohnt meistens eine Familie, nicht selten auch zwei oder gar drei und vier.

Zu jeder Familie gehört ein Mann, eine Frau und höchstens vier Kinder. Vielweiberei ist den Walman nicht unbekannt, aber verhaßt; sie kommt

unter ihnen nicht vor. Öffentliche Sittenlosigkeiten kommen unter ihnen ebenfalls nicht vor. Die Männer sitzen stets vom weiblichen Geschlecht getrennt. Nach außen hin lassen sie sich nichts zuschulden kommen, im Geheimen aber verüben sie manches, worüber man nicht weiter spricht. Gott allein zählt die Kinder, welche durch sündhafte Mittel dem Tode überliefert werden.

Betritt man ein Walmansdorf, so fällt einem sofort die feierliche Ruhe auf. Wagengerassel und Lärmen von Gassenbuben hört man nicht. Wagen gibt es keine und die Jugend zieht es vor, wie die Alten in Ruhe ihre Tage zu verbringen. Selten, daß man Kinder spielen sieht. Sehen wir uns die Arbeiten der Leute an. Einige Frauen bereiten das Essen für die Familie, eine andere strickt ihr Fischnetz, wieder andere verwahren ein Kind und kauen mit Wohlbehagen ihren Betel dazu. Die Männer sitzen meistens in Gruppen zusammen und erzählen aus jungen und alten Tagen. Ein jeder trägt sein Täschchen bei sich, worin er die nötigsten Handwerkszeuge hat, auch hat er seinen Betel und seinen Tabak darin. Die Reden drehen sich meistens ums Essen. So ein Gespräch hören zu müssen ist recht widrig.

Die Kinder sind im allgemeinen recht furchtsam. Sobald ein Weißer kommt, den sie nicht kennen, rennen sie voller Angst in den Busch. Ist der Besucher aber fortgegangen, dann sind sie auch ebenso schnell wieder da.

Über die Kleidung der Leute ist wenig zu sagen. Kinder bis zu 12 und 14 Jahren beiderlei Geschlechts gehen völlig unbekleidet. Die Erwachsenen sind bedeckt mit einer kleinen Leibbinde, die bei Frauen ein wenig größer ist.

Die Hautfarbe der Walman ist schokoladenbraun. Einige sind vom Ringwurm, einer Hautkrankheit, traurig zerfressen. Die Haut hängt ihnen elendig am Leibe herunter. Während die Frauen ihrem Haare schier gar keine Pflege schenken, besorgen dies die Männer umso toller. Die Papuas tragen bekanntlich eine lange Haarperücke. Dieselbe ist aber ganz natürlich. Niemals darf an diese Haare ein Scheermesser kommen, es sei denn, daß gewisse Tierchen ihr Spiel darin zu toll treiben. Um die Haare abzuschneiden, bedienen sich die Leute kleiner, Scherben, wie sie bei uns die Schuster anwenden, um neue Sohlen abzukrazen. Die Leute aber machen beim Abkrazen ganz sachte und ich sah noch nicht, daß Jemand bei dieser Prozedur Blut vergoß. Sah man früher einen Walman mit seiner langen Perücke und jetzt denselben Walman mit einem kahlen Kopf, dann kann man sich des Lachens nicht enthalten, man meint, man hätte es mit einem Manne aus

dem Monde zu tun. — Das Barthaar ist sehr dürrig. So nehmen sie Perlen, ziehen einige Haare ihres Bartes hindurch und machen jenseits einen dicken Knoten, sodaß die Perle nicht wegsallen kann. Andere nehmen Lehm oder Gott weiß was und kleben die Haare daran fest. Das sieht manchmal pußig aus; man sollte meinen, so ein Bart sei Eigentum eines gewissen geschwänzten Haustieres, das den Winter über im Stalle gestanden. Die Ohren und die innere Nasenwand der Leute sind stets durchbohrt. Die Mutter sticht dem Kinde schon die Löcher. Im Anfange sind es Lößlein,

später aber werden es wahrhafte Löcher, so groß, daß man einen Daumen bequem hindurchstecken kann. Ja einmal erlaubte sich einer einen Spaß; er nahm meinen Spazierstock, der doch garnicht dünn ist und steckte sich denselben durch die Nase. Reichliche Tränen liefen ihm allerdings dabei über die Wangen. An gewöhnlichen Tagen hat er ein Stück Holz in der Nase und ein Fuder Heu im Ohrläppchen, bei feierlichen Gelegenheiten ersetzt er diese Teile durch Ringe, Hunde- oder Schweinezähne. Namentlich bilden die Hauer von Wildschweinen einen solchen Nasenschmuck. Die Brust ist geziert mit einigen



Mohammedanisches Leichenbegängnis. (Siehe „Stern der Neger“ Nr. 9 S. 273.)

Schnüren. Um den Leib trägt er, namentlich bei Streitigkeiten und feierlichen Aufzügen, einen runden Schild. Die Blöße bedeckt eine kleine, 3—4 Finger breite Binde. Sind Feierlichkeiten, so läßt der Walman sein Haar sorgfältig aufputzen und ziert sein Haupt mit Federn, sein Gesicht aber bemalt er schwarz-weiß-rot. Ob der Walman weiß, daß er im deutschen Schutzgebiet lebt? Fast scheint es so.

Die Leute sind sehr neugierig. Kommt man ins Dorf, so fragt ein jeder: „Wohin gehst du?“ Will man sich die Leute zu Freunden machen, dann muß man ihnen jedesmal sagen, wohin man geht. Würde man es ihnen nicht sagen, so hätte mans mit ihnen verdorben.

Mit den Bewohnern der nahen Inseln sowie des

übrigen Festlandes teilt der Walman Tugenden und Untugenden. Soll man die Tugenden aufzählen, so seien erwähnt seine Freigebigkeit und seine Beireitwilligkeit, anderen zu helfen. Untugenden hat er mehrere. So ist der Walman ein großer Lügner und namentlich ein großer Faulenzer. Sein Wahlspruch lautet: „Tue wenig, esse tüchtig, schlafe viel.“ Wenn ich allerdings behaupten wollte, er täte gar nichts, so wäre das gelogen. Etwas tut er: er sorgt für seinen Magen. Für seine Seele tut er nichts. Ihn kümmert kein Tod, keine Hölle, ihn kümmert allein der Magen. Gehts dem gut, dann gehts dem Walman auch gut.

Obwohl der Walman in den Tropen wohnt und die Tropensonne hier dem Boden schier Unglaubliches

entlockt, so bietet ihm der Boden doch nicht das, was der Walman für seinen Unterhalt so nötig braucht: Kartoffeln, Jams. Die ganze Küste am Festland in Berlinhafen besteht aus Schwemmsand, den das Meer im Laufe der Jahrhunderte hier abgelagert hat. Weil dieser Sand nun völlig humusarm ist, so muß der Kanake nicht selten weit ins Innere hinein, um sich eine passende Plantage zu bauen. Da gehen die Leute manchmal ganz früh morgens fort und kommen spät am Abend zurück. Meistens haben sie die Pflanzungen im Walde. Sie lichten einen Teil desselben und gleich haben sie den schönsten Garten. Vorerst wird ein Zaun um die Plantage gemacht, denn hierzulande gibt es viele Wildschweine, die alles verwüsten. In der Plantage pflanzt er nun Jams, Süßkartoffeln, Zuckerrohr, Gemüse und recht viel Tabak. Tabak muß der Kanake haben und sein Tabak ist nicht schlecht. Jams u. bilden auch Handelsartikel; ich sah oft genug, wie Tabak, Zucker und Jams an Inselbewohner für Töpfe, Fische und Schmucksachen vertauscht wurden. Die Kanaken sind sämtlich ohne Ausnahme leidenschaftliche Raucher. Selbst Kinder von 7—8 Jahren rauchen wie die Schornsteine und passen den Dampf durch die Nase aus wie die Alten. Sie rauchen den Tabak in Form von Zigaretten. Getrocknete Bananenblätter benützen sie als Deckblatt. Da die Zigaretten aber meistens sehr nachlässig gemacht sind, so verlöschen sie sehr schnell. Aber das macht nichts. Der Schwarze ist stets beim Feuer, mag er gehen oder sitzen. Geht er in den Busch, dann bindet er sich einen glühenden Scheit auf den Rücken und so oft seine Zigarette erlischt, so oft steckt er sie wieder an.

Die Plantagenarbeit könnte man wohl Zwangsarbeit nennen, denn bestellt er seine Plantage nicht, so hat der Walman eben nichts zu essen. Essen aber muß der Schwarze und zwar viel und garnicht schlecht. Außer dieser Plantagenarbeit gibt es noch eine zweite Zwangsarbeit: das Sagoholen. Die Sagopalme gedeiht hier recht üppig in der wasserreichen Gegend. Weil die Leute aber aus Faulheit stets die nächststehenden Bäume fällten, so ist es erklärlich, daß sie nun manchmal schon recht weit laufen müssen. Um zum Sago zu kommen, muß der ganze Baum gefällt werden, denn das Mark desselben wird gesucht. Arbeit der Männer ist es, den Baum zu fällen und das Mark herauszuschlagen, die Frauen sammeln den Sago in einen Korb und waschen ihn am nächsten Wasser aus. Manchmal bleiben sie zwei bis drei Tage aus, aber die Leute werden dann für ihre Mühe reichlich belohnt; denn auch die Wildschweine sind Liebhaber des Sago und

suchen gerne die Stellen auf, wo Sago gefällt oder gewaschen wird. Wehe aber, wenn so ein Tier kommt, der Pfeil des Walman durchbohrt es tödlich.

Zu diesen beiden Arbeiten kommt als dritte der Bau eines neuen Hauses. Da sich diese Gelegenheit ihm aber höchstens dreimal im Leben bietet, so ist sie ja kaum zu erwähnen.

Besonders zu nennen ist die Schweinejagd. Schweine gibt es hier in den Wäldern genug. Der Walman liebt ihr Fleisch nicht wenig. Einzelne Walmans gehen nicht auf die Schweinejagd, sondern meistens ziehen sie zu Haufen in den Busch. Bewaffnet mit einem Bogen und vielen Pfeilen ziehen sie auf ihren engen Fußpfaden im Gänsemarsch fürbaß. Im Busche teilen sie sich so, daß sie einen großen Teil umzingeln und dann, näher und näher zusammenrückend, das Tier allmählich einschließen. Am liebsten wählen die Leute Tage zur Jagd aus, wenn es tags zuvor regnete. Denn dann zeigen ihnen die frischen Schweinespuren, daß solche Tiere in der Nähe sind. Ist ein Schwein erlegt, so werden dem Tiere die Pfoten zusammengebunden und ein Holz zum Tragen hindurchgesteckt. Zwei jüngere Burschen tragen dasselbe, sämtliche Jäger folgen ihnen, andere gehen auch voran.

Zu Hause angekommen wird das Schwein, so wie es ist, mit Haut und Haaren im Feuer gebraten. Sind die Haare alle weggebrannt, dann beginnt das Zerlegen. Eine jede Familie im Dorfe bekommt ihren Anteil und sei er auch noch so klein. Während des Zerlegens hocken sämtliche Bewohner um das Tier und beobachten die Handlungen des Metzgers. Währenddessen erzählen die Männer von ihren Heldentaten. Einer sagt, er hätte es hinter dem Ohr getroffen, ein anderer meint, er hätte es an der zweiten Rippe links getroffen, ein dritter behauptet, er hätte es beinahe auch getroffen und ein vierter beweist klar und deutlich, er allein hätte es geschossen, wenn nicht im Momente des Abdrückens der Pfeil abgeglitten sei. Manchmal führen sie ganz lächerliche und widersinnige Reden. Haben alle Walman ihren Teil erhalten, dann gehen sie in ihre Häuser und leben vergnügt von ihrem Schweineanteil, bis der Vorrat aufgezehrt ist und eine neue Jagd angekündigt wird. Da der Walman nun höchstens alle drei Wochen einmal auf Schweinejagd und alle acht Tage höchstens einmal auf Sagoholen geht und auch höchstens alle 2 Monat einmal seine Plantage besucht, so fragt es sich, was er denn die übrige Zeit macht. Die übrige Zeit des Lebens ruht er aus. Den ganzen Tag hockt er am Boden und wenn er nicht schläft, so ißt oder raucht er. Zur Essenszeit erscheint er pünktlich. Der Walman

ist viel und gut. Hat er gegessen, so schläft er, denn er kennt auch das Sprichwort: „Ein Schläfchen nach Tisch macht heiter und frisch.“ Erwacht er, dann raucht er seine Zigarre oder kaut seinen Betel. Wird ihm das zu langweilig, dann nimmt er seinen Spiegel, den er sich irgendwo gekauft hat und beobachtet eine geraume Zeit sein holdes Antlitz. Bald zupft er am Barte, bald am Kopfhaar, dann nimmt er Nuss, den er von den Kochtöpfen abkratzt und bemalt damit sein Gesicht. Hat er gerade noch Rot und Weiß, dann trägt er diese drei Farbenbrüder „hübsch“, wie er meint, auf sein Gesicht. Ist dann endlich die Nacht angekommen, dann streckt er seine „müden“ Glieder zum Schlafe hin. Und da er kein Bett hat, so schläft er auf dem Boden. Des Nachts werden die Leute viel von Moskitos gequält. Um sich diese Plagegeister fern zu halten, machen die Leute meistens viel Feuer in der Nähe, durch deren Rauch die Plager verschucht werden sollen. Des Nachts geraten aber die Leute nicht selten mit den Armen oder Beinen in die Feuer; sie schreien dann nicht wenig auf und pusten die wunde Stelle ganz gewaltig. Des Morgens bei Sonnenaufgang erheben sie sich wieder; aber da hat es Zeit, bis sie ihre fünf Sinne wieder zusammen haben. Die Frauen sind etwas schneller bei der Hand, indem sie für das Frühstück sorgen müssen.

Nun noch ein Wort über die Bodenbeschaffenheit. Soweit wir ermitteln konnten, besteht die Walmanküste aus Schwemmland. Wie weit sich das Schwemmland ins Innere erstreckt, konnten wir bis jetzt noch nicht erfahren, da die vielen Sümpfe und Urwälder den Eintritt ins Land versagen. Dieses Schwemmland ist recht unfruchtbar. Der Sand ist am Tage glühend heiß. Wo Sümpfe stehen, da hat sich freilich allmählich Humus gebildet; bald sind denn auch mächtige Wälder mit dicken Bäumen dort entstanden, in deren Zweigen die schönsten Vögel wie Krontauben, Kakabus, rote und grüne Papageien, Paradiesvögel, Nashornvögel usw. ihr munteres Spiel treiben.

Das Klima an der Walmanküste ist recht ungesund. Der Ort ist ein wahrer Fieberherd. Die Weißen sterben bald dahin und die Schwarzen haben infolge des schlechten Klimas mit Fiebern, namentlich aber mit bösen Wunden viel zu tun. Dazu kommen Unmengen von Moskitos, die einem weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnen. Auch gibt's Flöhe dort in Unmengen.

Am 22. März 1900 und am 3. März 1901 erlagen hier 2 Missionäre dem Schwarzwasserfieber. Möge ihnen der liebe Gott alle Arbeiten und Krankheiten lohnen!



Aus dem Missionsleben.

Szene des Wiederfindens.

Ein Seitenstück zu der in unserer letzten Nummer berichteten Szene bildet folgende:

Mikaeli Miro ist ein guter, alter Mann von 65 Jahren, klein von Gestalt, mager, runzelig, trägt einen spärlichen Graubart und wenige Silberfäden auf dem Schädel, aber er ist dennoch recht lebenslustig und kennt sich nicht mehr vor Freude, seitdem er die heilige Taufe empfangen hat. Stets ist er an meiner Seite und verläßt mich sozusagen nie, sogar nicht, wenn ich dann und wann notgegrungen eine kleine Reise machen muß. In solchen Fällen geht er mir singend voran und eben weil er dies so ungemein gern tut, scheint er wirklich ein unermüdlicher Sänger zu sein. Nun könnte ich es ihm zwar verbieten, allein ich will dem Männlein seinen Spaß nicht verderben. Weil er sich so köst-

lich um mich bemüht, nennt man ihn überall nur mein Großväterchen. Dieser kluge und in jeder Hinsicht zuverlässige Mann leistet mir unzählige kleine Dienste. Geschieht es etwa, daß einige Alten mich besuchen und ich nicht Zeit habe, mich mit ihnen zu beschäftigen, so rufe ich den Mikaeli. Er hüpfet herbei und stets antwortet er mir dann mit munterer, lachender Miene: „Bin schon hier, Herr Vater!“ — „Höre mal, Mikaeli, hier hast du eine Kürbisflasche mit Bananenbier, setze dich mit unseren Gästen hin und bewirte sie.“ Der Freund läßt sich nicht zweimal bitten und er setzt sich zu den Gästen und plaudert mit ihnen über Gegenwart und Vergangenheit, besonders über die letztere und dann stets über die Büffeljagd, da Mikaeli während des größeren Teiles seines Lebens ein leidenschaftlicher Büffeljäger war.

Vor einigen Wochen nun kam ein Greis, der voriges Jahr die heilige Taufe empfangen hatte, aus seinem Dorfe zur Mission, um sich durch die hl. Sakramente zu stärken. Dieser Alte war geboren unter der Regierung Semakofiros, des Vaters Ramanyas, welcher letztere der Vater Sunas, dieser der des großen Mtesas und dieser wieder der Vater des berühmten Mwangas war, welcher seinerzeit von den Engländern besiegt wurde und den Thron an seinen Sohn Ohwa, der heute regiert, abtreten mußte. Unser guter Greis ist also wenigstens hundert Jahre alt. Der liebe Herrgott hat ihn so ein Jahrhundert auf Erden lassen müssen, damit derselbe Gelegenheit fände, seinen Schöpfer kennen zu lernen. Nun kennt er ihn und dient ihm aus allen ihm zu Gebote stehenden Kräften.

Sobald ich ihn herantolpern sehe, ganz erschöpft von seiner mühsamen, vierstündigen Fußreise, rufe ich den Mikaeli herbei. „Sieh mal her,“ so sage ich ihm, „das ist nun ein wirklicher Greis, neben dem du nur ein Kind bist. Bewirte ihn mit einer stärkenden Mahlzeit und ermuntere ihn mit einigen guten Worten.“ Sie setzen sich ans Feuer und plaudern mit einander, als hätten sie sich immer gekannt, reden über alles, was sie von der Religion wissen und dann geht das Gespräch bald wieder über auf das unabänderliche Lieblingsgespräch unseres früheren Büffeljägers. „O ja,“ seufzt der stockalte Greis, „diese Tiere haben auch oft meine Bekanntschaft gemacht. Suna war noch nicht geboren worden; ich war jung, ich hatte einen kühnen und gewandten Sohn, der seines Vaters würdig war. Er warf so gut mit seiner Lanze, daß er auf 50 Schritte nie sein Ziel verfehlte. Wir beide befanden uns eines Tages in der Nähe einer ganzen Herde dieser furchtbaren Tiere, die auf uns losstürzten. Wir wichen noch gerade rechtzeitig aus hinter einen großen Baum, sonst wären wir verloren gewesen. Aber mein Sohn, das war ein tapferer Bursche. Ich hatte nur ein Kind und besaß in ihm alles, was ich wünschte. Aber das Unglück brach über uns herein: die Araber überfielen uns in unserer Hütte, äscherten dieselbe ein und verbrannten meine Gattin. Dann raubten sie mir meinen Sohn und führten ihn mit Ketten beladen weit fort. Wie sehr habe ich getrauert! Der Sohn liebte mich über alle Maßen! Er war so folgsam, so gut! Seitdem er mir geraubt worden, lebe ich in trauriger Einsamkeit!“

Während dieser Erzählung füllten sich Mikaelis Augen mit großen Tränen. Zitternd vor freudiger Erregung schließt er den alten Mann in seine Arme. „Vater, lieber Vater! Gott sei Dank, ich bin es, Mfiro, dein Sohn. Der alte Lukas (so ist der

Taufname des Hundertjährigen) weiß nicht, ob es ein Traum ist oder Wirklichkeit. Aber schon bald erwacht er aus seiner Betäubung und in der reinsten Freude segnet er die Stunde, in der Gott ihm den schon 50 Jahre beweinten Sohn zurückschenkte. Mit unglaublicher Nührung dankt er der göttlichen Vorsehung für dieses unverhoffte Glück. Nun könne er in Frieden sterben, so sagt er dem Greise Simeon nach und dies noch mehr, weil sie sich nun wieder gefunden als Christen, verbunden durch denselben Glauben, dieselbe Hoffnung und eine gleiche Liebe zum wahren Gote.

Am nächsten Tage empfangen beide den Heiland im dankerfüllten Herzen und erneuern ihm das Gelübde ewiger Treue. Nur der Tod wird sie nun noch trennen können und wenn Gott den einen zu sich ruft, so bleibt dem andern nunmehr der feste Glaube, daß auch er dem zuerst Abgerufenen ganz bestimmt in Bälde wieder zugesellt werden wird, um die ganze Ewigkeit hindurch mit ihm und dem lieben Herrgott und allen Heiligen und Engeln vereinigt zu bleiben.

* * *

Eine Bekehrung vor der Krippe.

Grüben, am Fuß einer gewaltigen Felswand, die den Bewohnern der Missionsstation Neuköln alle Aussicht nach Nordost ver sagt, so schreibt eine Schwester der Trappistenmission in Ostafrika, liegt das Dörfchen Yamba. Es umfaßt 16 Hütten mit zahlreichen Bewohnern, da eine Hütte nicht selten von drei Familien bewohnt ist. Dort ist die Heimat Hamdaras, eines großen, stämmigen Burschen. Seit 6 Monaten ist er der eifrigste Tageschüler der Missionschule und sitzt majestätisch zwischen den Kleinen, die ihrem großjährigen Mitschüler auch allen Respekt bezeugen. Hamdara ist ein Charakter mit feurigem Geist und energischem Willen. Oft treibt er alle Kinder des Dorfes zusammen und nimmt sie mit in die Schule, nur mit dem Schangari, einem hochgewachsenen Jungen, kann er nicht fertig werden. Schangari ist eben ein gar gemüthlicher Kerl, der sich bequem macht. Beim Feuer sitzen, sein Pfeifchen rauchen und dabei lustig plaudern ist sein höchster Genuß und es läßt sich leicht erklären, warum er ein geschworener Feind von Schulbänke-Abbrutschen und Buchstaben-Anstarren ist. Seine Freunde haben zwar schon oft mit begeisterten Worten von der mysteriösen Lesekunst mit ihm gesprochen, doch bei ihm nie Beifall geerntet. „Mein Vater konnte nicht lesen, mein Großvater auch nicht; was soll ich meinen Kopf anstrengen mit Erlernung

der Weisheit der Wazungu (Weißen), dazu noch ganz umsonst; wenn man ihnen andere Dienste leistet, wird man doch bezahlt; hingegen, wenn man in die Schule geht, bekommt man auch nicht einen Pesa," war gewöhnlich seine Antwort. Er fühlte sich glücklich, daß bisher die „Mame Mwalimu“ (Mutter Lehrerin) seiner noch nicht ausfindig wurde, trotzdem er so nahe bei der Mission wohnt. Nun ja, die Mame Mwalimu, sie kommt oft ins Dörfchen hinüber, um nach Schülern zu suchen, aber, einmal weiß sie schon längst, daß eine Aufforderung an solche Büßschlein, zu deren Sorte auch Schangari zählt, soviel wie unnütz ist und dann, damit sie auch nicht auf den Gedanken komme, bei diesem einen Besuch zu machen, weiß jener sich ihren Augen immer geschickt zu entziehen. So kommt es denn, daß Schangari der Mame Mwalimu und selbst dem weißen Vater noch ganz unbekannt ist. Nicht so unfremd Hamdara. Die zwei kennen sich von Kindheit an und sind die innigsten Freunde.

Hamdara geht fast nie zur Schule, ohne zuvor seinen Freund zum Mitgehen eingeladen zu haben. Dieser jedoch hat immer dieselbe Ausrede. „Laß mich, Freund, ich bin schon zu groß.“ Und weil er schon so groß ist, will Hamdara ihn nicht bei den Ohren zur Hütte herausziehen, wie er es den kleineren Büßchen oft macht; er läßt ihn bei seiner Pfeife zurück, sinnt indessen auf andere, bessere Mittel, seinen Freund für die Schule zu gewinnen.

Da — am heiligen Abend — hat er eines gefunden. „Ich will den Schangari einladen, mit mir die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche heute das Christkind drüben in der Schule austellt, wenigstens wird ihn die Neugierde treiben, mit mir zu gehen,“ spricht Hamdara zu sich selbst, indem er eilig ein gewaschenes Stück Kaliko um die Lenden wickelt und ein langes Hemd darüberwirft. Im Festtagsstaat begibt er sich nun zu seinem Freund Schangari. Wie gewöhnlich trifft er denselben, die Rauchwolken aus seinem Pfeischen in die Luft blasend.

„Mosiye“ (Freundchen), spricht er ihn an, „heute gibt es etwas Schönes zu sehen drüben in der Schule, komm doch, Freundchen, das mußt du dir doch mal mit ansehen.“

„Ich? — ich, maya (Freund)? — Ich werde mich nie in der Schule zeigen. Da könnte ich schön in die Falle gehen, wenn mich die Mame Mwalimu oder gar der „Weiße Vater“ kennen lernte; er würde sicher verlangen, daß ich lesen lerne; lernen aber mag ich nun einmal nicht, das weißt du doch, maya.“

„Höre, Schangari, es könnte dich doch reuen,

wenn du die schönen Sachen nicht sehen würdest und zudem ist heut für dich absolut keine Gefahr. Zwischen der Menschenmenge, die sich heute auf der Mission versammelt, kannst du dich leicht verstecken; der „Weiße Vater“ hat überdies sehr viel zu tun, er wird nicht auf dich achten.“

„Gut, wenn du mir versprichst, mir einen Schlupfwinkel zu zeigen, von dem aus ich alles sehen kann, ohne daß der Vater meiner gewahr wird, will ich mitgehen.“

„Sei unbesorgt, mein Freund, alles wird gut gehen,“ klopelt ihm Hamdara ins Ohr und dessen Hand fassend, zieht er ihn mit sich.

Im Westen verglimmt der letzte Tagesdämmer und die Glocken läuten das hochheilige Weihnachtsfest ein, als beide Hand in Hand den Berg heruntersteigen. Unterwegs ergreift Hamdara wieder das Wort; „Freundchen,“ sagt er, „wie du weißt, gehe ich diesen Weg seit der letzten großen Regenzeit täglich und der Mond ist unterdessen schon sechsmal gestorben. Das Leben in der Schule drüben gefällt mir sehr gut. Längst beneide ich jene Kinder, welche ganz beim weißen Vater wohnen. O wie gut haben sie es doch! Sie genießen beständig den liebevollen Umgang des weißen Vaters, hören und sehen viel Schönes und werden dabei so gut versorgt mit Nahrung, Kleidung und Wohnung. Oft und oft regte sich in mir ein geheimer Wunsch, mich den Missionschülern anzuschließen, während mich heute ein unwiderstehlicher Drang treibt, den langgehegten Herzenswunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Mosiye, ich fühle es, wenn ich heut in den Kreis der glücklichen Kinder dort komme, ich kann mich nicht mehr trennen, ich werde bei ihnen bleiben. Willst du dich mir nicht anschließen, Freundchen?“

„Ha!“ erwiderte Schangari spöttisch, „du scheinst verrückt zu sein, Hamdara; wie kannst du mich so fragen! Du kennst doch meine Gesinnung! Niemals wirst du mich dazu bewegen, meine Penaten, miriga (heidnische Feste) und Bierhumpen, aufzugeben. Und wenn du bei deinem närrischen Entschluß beharrst und nicht mehr mit mir heimkehrst, so zitiere ich heute Abend noch einen großen Geist und der wird mir sagen: du bist nicht mehr mein Freund.“

Unter solchem Gespräch erreichen die Beiden das Schulhaus. Hier sind schon alle Vorbereitungen zur Feier der Weihnachtsbescherung getroffen. Die Kinder haben sich paarweise vor dem Eingang aufgestellt und erwarten mit großer Spannung die Eröffnung der beglückenden Frage. Da — die Tür wird geöffnet und ein heller Lichtglanz strahlt der eintretenden Schar entgegen. Der Jubel ist erst ein stummes Ausleuchten der Kinderaugen und ehe

er sich in Worten Luft macht, stimmt eins ein schönes Weihnachtslied an.

Schangari hat sich ziemlich nach einer Ecke des Schulzimmers im Gedränge vieler Neugieriger auf eine Bank niedergelassen, da hofft er sicher zu sein. Doch siehe! plötzlich strahlen in unmittelbarer Nähe vor ihm viele Kerzen hellen Glanz aus. In dieser Ecke, dem vermeintlichen Versteck Schangaris, war die liebliche Krippe aufgerichtet und nachdem die Schwestern die davor angebrachten Lichter entzündet, eilen die Kinder herbei, um dem lieben Jesukinde ihre Huldigung darzubringen. Unsere Kleinen sind gerührt beim Anblick des holden Jesukindleins und lauschen begierig den Worten des Missionärs, der ihnen sagt, daß das Christkind den schönen Himmel verlassen und in einem kalten Stall zur Welt kam, um uns den durch die Sünde verschlossenen Himmel wieder zu öffnen. Sobald der Missionär seine Anrede beendet hat, singen die Kinder: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Schangari sitzt regungslos da, doch niemand ahnt, welch wunderbaren Eindruck dies alles auf ihn macht. Sein Herz wird warm und eine unwiderstehliche Macht zieht ihn zu dem schönen Kindlein hin. Unwillkürlich drängen sich ihm die Gedanken auf: „O kleines Kind, ich glaube, was der weiße Vater von dir sagt, o laß mich zu dir kommen.“

Nach Beendigung des weihewollen Liebes findet die Bescheerung statt, aber Schangari hört und sieht nichts von dem Jubel der glücklichen Kinder; sein Geist beschäftigt sich einzig mit dem schönen Kindlein, das vom Himmel gekommen ist. Erst als sich die Freude etwas gelegt und die Kinder wieder ruhiger geworden sind, kommt er wieder zu sich. Mit innerer Begeisterung eilt er auf seinen Freund Hamdara zu und sagt: „Komm, bring mich zum weißen Vater, ich will auch hier bleiben.“

Hamdara staunt einen Augenblick über die plötzliche Umwandlung Schangaris, der ihm kurz vorher die Freundschaft gekündigt, dann nimmt er ihn bei der Hand und führt ihn zum weißen Vater. Den beiden Jünglingen schließen sich noch fünf Buben an. Die kleine Schar, mit aufgehobenen Händen vor dem Missionär stehend, ergreift für Hamdara das Wort: „Tatea (Väterchen), o laß uns bei dir bleiben und die Künste der Weißen lernen! Unser Herz gestattet nicht länger, zu Haus unruhig auf dem Bauch herumzuliegen.“ Der Missionär — in den Kindern sein Weihnachtsgeschenk erkennend, das ihm das Christkindchen als Bescheerung zugeschiebt — schließt sie voll Freude in seine Arme.

Die jungen Helden sind ihrem Entschlusse treu-

geblieben; sie sind die bravsten, fleißigsten Schüler geworden. Selbst Schangari, der Lesefeind, hat sich an das Buch gewöhnt. Zwar nimmt er die Sache noch immer möglichst gemüthlich und ein Wettstreit um den ersten Platz in der Klasse scheint ihm Torheit zu sein; dennoch kann man mit ihm zufrieden sein, da er das A-B-C-Buch im Laufe eines Jahres bemerkt hat. Schwerer als die Befreundung mit dem Lesebuch mag ihm die Trennung von seinem Tabakspfeifen gewesen sein, denn jetzt sind der Minuten sehr wenige, die er dem Rauchgenusse widmen kann. Im Schulzimmer ist das Rauchen absolut verboten und der Lehrmeister Schangaris, Br. Konstantin, der ihm das Schmiedhandwerk beibringen will, ist auch ein gar gestrenger Mann, welcher seinem Lehrling wohl einen schweren Hammer in die Hand, aber kein schmauchendes Pfeifen in den Mund gibt. So verstrich schnell ein Jahr, schön ausgefüllt mit Beten, Lernen, Abtötungen aller Art, was Schangari zu einem andern Menschen umgestaltete.

Da nahte wiederum das erhabene Fest der Liebe. Die Bewegung unter dem Schambara-Volk war diesmal noch viel größer als im vorigen Jahr. Schon drei Tage vor dem hohen Fest begaben sich fünfzig schwarze Weiber auf die Missionsstation, um das beliebte Pombe aus Zuckerrohr zu bereiten, damit der Missionär am hochheiligen Weihnachtsfest seinen in der brennenden Sonnenhitze herbeigeilten Schäfelein einen Labetrunk reichen könne. War das ein Leben, ein Stoßen und Winden des Zuckerrohrs, verbunden mit Jubeln und Jauchzen der Weiber. In ein paar Stunden war das Bier gebraut, welches dann an einem kühlen Ort in Fässern aufbewahrt wurde und nach dem feierlichen Hochamt am Weihnachtsfeste in einem halben Stündchen in den vielen durstigen Kehlen verschwand.

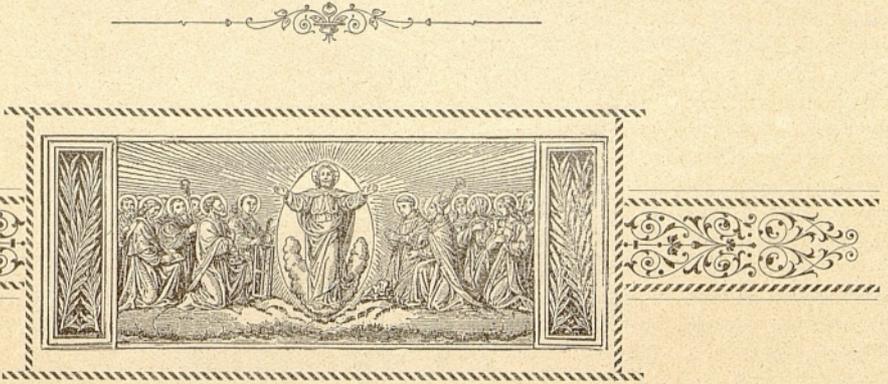
Am hl. Abend war keine Spur von Mißtrauen gegen uns unter den Leuten zu sehen, da sich unsere Aufrichtigkeit gegen dieselben im Vorjahr bewährte. Haufenweise eilten sie diesmal zur Weihnachtsfeier herbei, Kinder, Männer und Weiber schnappten gierig nach den gezuckerten Brötchen, die sie am letzten Weihnachtsabend für vergiftet hielten, heute sie aber ohne Scheu in dem Mund liegen ließen, was uns vielen Spaß machte.

Wiederum versammelt sich die Schuljugend unter dem Christbaum, der dieses Jahr noch herrlicher geschmückt war durch Hilfe verehrter Wohlthäter aus Krefeld. Denselben sei es auch gedankt, daß diesmal die Bescheerung für unsere Kinder so reichlich ausfiel. Während wir voriges Jahr nur einige

Täschchen zu verteilen hatten, gab es jetzt Trompeten, kleine Harmonikas, Vögel, bleierne Soldaten, Puppen, Bilderbücher und noch allerlei von den schönen, europäischen Spielsachen, dazu Federschachteln mit bunten Griffeln und goldenen Federn, Nähschachteln mit allen Nähutensilien, Heiligenbildchen, Kappen, Hüte und Kleider. Die Kinder wurden nicht müde, all die herrlichen Sachen zu bewundern, die das Christkind von dem unbekanntem Land her gesandt und unser Schangari war ganz selig mit seinem

schönen Anzug und der ledernen Kappe mit großem Schild.

Und als nun gar am hl. Weihnachtsmorgen der hochw. P. Superior ihn und seine fünf Gefährten, die am Weihnachtsabend vorigen Jahres dem Ruf des Christkindleins folgten, als Katechumenen aufnahm, da war das Glück voll. Glücklichere und dankbarere Kinder haben wohl kaum je vor dem Kindlein in der Krippe gebetet als Schangari und seine fünf Genossen.



Der hl. Wolfgang.

Wenn nach den kühlen, feierlichen Abendstunden die Dunkelheit mit düstrem Schleier über die bange Welt hinzieht, dann taucht aus dem schwarzen Grunde ein heller Stern empor, Luzifer oder Abendstern, ein Bote der Finsternis und Nacht, die ihm folgt und Herold des endlos funkelnden Sternenhimmels, der immer mehr seine Schönheit zeigt.

Ein solcher Stern mitten im Wetterleuchten und drohen des politischen Horizontes und im Donnerrollen innerer Zerrwürfnisse, eine Fackel des aufsteigenden Tagesgestirnes im deutschen Lande war unser Heiliger. Wolfgang, geboren 924 zu Alcham, einem Schlosse bei Neutlingen in Schwaben, aus adeligem Geschlechte, war in seiner Jugend ein Muster wahrer Tugenden. Frömmigkeit, Fleiß und Gehorsam war dem jungen Wolfgang wie angeboren. Wie ein Engel betete er vor seinem Herrn und Gott im Tabernakel. Gehorsam auf jeden Wink der Eltern, eifrig wie keiner seiner Altersgenossen war der talentvolle Knabe bald eine Zierde seines Heimatdorfes. Seine erste Bildung genoß Wolfgang im Benediktinerkloster zu Reichenau am Bodensee. Hier

lernte er schon die stille Zelle kennen, die ihm später so teuer wurde, nach der er sich so sehnte, die er oft wieder von ganzem Herzen zurückgewünscht hätte.

Hier war es auch, wo dasselbe Trachten und Streben in zwei jugendlichen Geistern sich zum erstenmal begegnete und für immer nach dem Gesetze christlicher Freundesliebe sich vereinigte. Nicht Charakter, nicht augenblickliches „Hingezogenwerden“ hatte hier das Band geknüpft und nur darum war die Liebe stark, stärker selbst als der Tod. Wie der Epheu sich an den markigen Stamm der Eiche schmiegt, sich um denselben windet und nur durch ihn und mit ihm erstarbt und aufwärts wächst, so hat auch der zarte Sprößling der Babenberger, Heinrich, Freund des hl. Wolfgang, mit klarer Erkenntnis sich an die Säule eines hl. Freundes gehalten und ist durch ihn und mit ihm ein taugliches Werkzeug in der Hand des Herrn geworden.

Heinrich besuchte nach einiger Zeit die unter Leitung seines Bruders stehende Schule zu Würzburg und mußte auch seinen Freund zu überreden, ihm zu folgen. Die hervorragenden Kenntnisse unseres

Heiligen traten hier in ein so helles Licht, daß sein ehrgeiziger Professor, welcher aus Italien berufen worden war, ihm den Hörsaal verbot. Dieses tat dem Heiligen weh und er zog sich zurück, sagte eigentlich schon hier der Welt sein „Lebewohl“, lebte dafür umsomehr für Gott und erfocht dabei den schönsten Sieg eines Menschen, den Sieg über Hoch-

mut und Stolz, ein Sieg, der zwar nicht mit Kanonendonner gefeiert wird, wohl aber mit goldenen Lettern im Buche des Lebens geschrieben steht. Seinen Lieblingsplan konnte Wolfgang für jetzt noch nicht zur Ausführung bringen. Er mußte seinem Freunde, der unterdessen Bischof von Trier geworden war, bei der Verwaltung dieses schweren Amtes mit Rat und Tat beistehen. Ehrenstellen nahm er nicht an und nur gezwungen bekleidete er als Laie die Dekanatsstelle. Alle freie Zeit verwandte er auf die Erziehung der Schuljugend und um den Armen beizustehen. Bald gestalteten sich die Umstände wieder anders. Auf einem Zuge nach Rom erkrankte Bischof Heinrich und starb zu Rom in Anwesenheit des

Kaisers. Nun war Wolfgang frei und konnte Abschied nehmen von der Welt und in die stillen Schweizerberge nach Einsiedeln sich zurückziehen. Dort tat er, was seine Verwandten ihm zum Vorwurf machen wollten, dort „vergrub er seine Kenntnisse im Dunkel des Waldes“, des Waldes der Erkenntnis Gottes. Dort starb er für die Welt, die solches nicht verstehen kann und der solche Gedanken Bitterkeit bereiten. Aber die Welt, sie versteht eben nicht die Geheimnisse der gewaltigen Weltrotation, deren Ziel und

Ende, jegliches Opfers tiefinnerste Wesenheit. Ja, sterben der Welt und dem eigenen Fleisch ist die Marke des wahren Christentums. Sterben dünkt dem verzärtelten Kind der Zeit ein ewiges Weh; dem wahren Christen allein ist es ein anderes „Geborenwerden“ für eine neue Welt.

Nach einem heiligmäßigen Noviziate legte Wolfgang die Gelübde ab und wurde von dem ebenso frommen als ritterlichen Bischof Ulrich von Augsburg zum Priester geweiht. Die Zelle, die er schon so lieb gewonnen, sollte er bald wieder verlassen. Es erging der Ruf an ihn zu einem Apostel der Ungarn, welche damals zwar schon entscheidend geschlagen (auf dem Lechfeld 955), aber noch nicht zur Ruhe gebracht worden waren. Eine dornenvolle Aufgabe ohne Erfolg. Gott rechnet den Willen an, das war sein Trost bei dieser vergeblichen Sendung. Nach kurzer aber aufreibender Arbeit, deren Früchte er nicht mehr ernten sollte, berief ihn Pilgrim, Bischof von Passau, der diese Kraft erkannte und dieselbe nicht unnütz hinopfern wollte, zu sich, um an ihm



Der hl. Wolfgang.

einen treuen Ratgeber zu finden. Die Erwartungen wurden nicht getäuscht. Das Band der Einheit in Gesinnung und Tat umschlang immer fester diese apostolischen Männerherzen.

Wie die ruhig, majestätisch dahinfließenden Wellen der blauen Donau mit dem brausenden Gebirgssohn, dem grünen Inn und den dunklen, aus den wildigen Trüften des ewigschönen, bayerischen Waldes erlidenden, einst perlenreichen Wasser der Ilz dort ineinanderströmen und sich zu „eins“ gestalten, so fand auch

dort ein hiedrer Brudersinn den andern, sie waren eins in ihrem Denken und Handeln und es ging das Wort des Dichters in Erfüllung: „Ein edles Herz zieht edle Herzen an und weiß sie festzuhalten.“

Ein Freund sucht seinen Freund glücklich zu machen. Auf Betreiben Pilgrims, des Bischofs von Passau, wurde Wolfgang ohne sein Wissen vom Kaiser zum Bischof von Regensburg ernannt. Als ein Mann, den schon der Bischof von Trier auf dem Todesbette der kaiserlichen Huld empfohlen, half ihm alles Bitten zu Füßen des Kaisers nichts mehr. Wolfgang mußte gehorchen und am Weihnachtsfeste 972 die bischöflichen Insignien aus der Hand des Kaisers annehmen. Bald darauf erfolgte die päpstliche Ernennung und die Besitznahme von der Bischofsstadt. Die Diözese Regensburg hatte damals noch den Umfang des großen Erzbistums Prag zu den heutigen Grenzen des Bistums dazu. Wolfgang verzagte nicht, sondern ging, zwar mit banger Sorge, doch frisch an seine gewaltige Arbeit. Fast überall in seinem weiten Sprengel erschien er selbst, tröstete, warnte und sorgte liebevoll für seine Schäflein. Als Mann des Glaubens und des Rechtes zeigte er sich in Kronstreitigkeiten. Treu dem Kaiser, lud er den Haß des kaiserlichen Gegners, Heinrichs II. von Bayern auf sich und mußte fliehen.

Wolfgang erwählte Falkenstein am Aberssee bei Salzburg zu seinem Zufluchtsorte. Oben auf einer steilen Wand, dessen Fuß den See neigt, hatte er seine Zelle und dort auf diesem Fels brachte er, selbst ein Fels in den Tagen der Verwirrung und gleich den Bergspitzen, auf die hoch oben der lachende

Sonnenstrahl fällt, ob auch unten Stürme und Gewitter haufen, dort brachte er hoch über dem Geräusche der Welt seine Tage im lichten Sonnenstrahl der Liebe Gottes zu. Dort baute und pflanzte er, was er verloren hatte, dort reinigte er, was im Verkehre mit der Welt haften geblieben war.

Doch Gott wollte nicht, daß das Licht unter dem Scheffel sich selbst verzehre. Ein Jäger fand den Bischof und dieser wurde wieder im Triumph in seine Bischofsstadt zurückgeführt. Die Diözese und besonders viele Klöster erfreuten sich nun seiner ganz besonderen Vaterliebe. Die vier herzoglichen Kinder Heinrich, Gisela, Bruno und Brigida erhielten in dem Bischof einen tüchtigen Erzieher, Lehrmeister und liebevollen Vater.

Auf einer Reise nach Pöchlarn erkrankte der Bischof auf dem Schiffe und wurde in Popping, einem Dorfe zwischen Passau und Linz, ans Land gesetzt.

Sein Wunsch war noch: „Bringt mich in die Kirche.“ Dort, wo er die meiste Zeit seines Lebens zugebracht, wo er gebetet und gestritten, dort wollte er auch sterben. Sein letztes Vermächtnis waren noch die Worte: „Sterben ist für den Bischof keine Schande; denn Gott der Herr hat sich des Sterbens nicht geschämt, als er nackt am Kreuze hing.“ Hierauf verschied er im Jahre 994 am 31. Oktober. Infolge der Verehrung der Gläubigen und der vielen Wunder, die an seinem Grabe geschahen, bestätigte Leo IX. seine Verehrung im Jahre 1052.

Der Tod ist für den Gerechten keine Schande, denn er wird diese Welt verlassen und sie mit einer glückseligen Ewigkeit vertauschen.

Verschiedenes.

Kardinal Ledochowski. Ein Nachruf aus der Feder der Generalleiterin der St. Petrus Claver-Sodalität. Anlässlich des Todes Sr. Eminenz Kardinal Ledochowski, Präfekten der Propaganda, hat die Generalleiterin Gräfin Ledochowska, bekanntlich eine Nichte des verewigten Kirchenfürsten, einen kurzen Nachruf herausgegeben, der deshalb für manche von besonderem Interesse sein dürfte, weil er — was sich sachgemäß den Berichten der Zeitungen größtenteils entzog — Einzelheiten aus dem Leben des hohen Verstorbenen und über dessen Beziehungen zu seiner Nichte vor und nach der Gründung der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen bringt. — Genanntes Schriftchen ist franko zum Preise von 15 Heller (15 Pfg., 15 Cent.),

bessere Ausgabe 25 Heller (25 Pfg., 25 Cent.), zu beziehen von der St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitgasse 12. — Wien, I., Bäckerstr. 20. — Triest, via Sanità 9 und allen ihren Filialen und Ausgabestellen.

St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen. Niederlassungen: Maria-Sorg (bei Salzburg, Wien, I. Bäckerstr. 20; Triest, via Sanità 9; Rom, via Giov. Lanza 129.

Die St. Petrus Claver-Sodalität nahm ihren Anfang zu Rom am 29. April 1894, an welchem Tage der hl. Vater Leo XIII. der Gräfin Maria Theresia Ledochowska in einer Privataudienz die ausdrückliche Erlaubnis zu ihrer Gründung erteilte.

Bereits 8 Jahre nach der Gründung, am 7. Febr. 1902, erhielt die Sodalität vom hl. Stuhle durch das Organ der hl. Kongregation der Propaganda, der sie untersteht, das sog. „Belobungsdekret und wurden deren Konstitutionen ad modum experimenti approbiert.

Zweck der Sodalität ist die Rettung der mit dem kostbarsten Blute Jesu Christi erlösten Seelen der Neger Afrikas. Um diesen Zweck zu erreichen, begeben sich die Mitglieder der Sodalität nicht nach Afrika selbst, aber sie unterstützen aus der Ferne alle afrikanischen Missionen ohne Unterschied, indem sie denselben durch eine geordnete und unausgesetzte Mitwirkung in Wort und Schrift die nötigen Mittel zur Evangelisierung des schwarzen Erdteiles verschaffen.

Den Kern der Sodalität bildet ein weibliches Institut, dessen Tätigkeit durch externe Mitglieder und Förderer, resp. Förderinnen (der mindeste jährliche Beitrag sind 2 Kronen (2 Mark, 2 Franks) unterstützt wird. Die Mitglieder genannten Institutes, die Sodalinnen (Hilfsmissionärinnen für Afrika) haben als erstes und hauptsächlichstes Ziel die eigene Vervollkommnung, als spezielles aber die Mitwirkung an der Bekehrung Afrikas.

Mögen doch opferwillige und großmütige Jungfrauen, welche sich aus inniger Liebe zu Gott und zu den verlassensten Seelen zu deren Rettung ganz hingeben wollen, sich dem Institute der Sodalinnen anschließen und hier den apostolischen Beruf einer „Hilfsmissionärin für Afrika“ ergreifen! Wer da mit gutem Berufe eintritt, setzt einen Baustein zu einem großen, von Gott gewollten Werke. „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter (resp. Arbeiterinnen) sind gar wenige.“

Fräulein mit sorgfältiger Erziehung in erster Linie solche, welche die Kenntnis mehrerer Umgangssprachen besitzen oder in der Buchhaltung bewandert sind, wären besonders erwünscht. Mittellosigkeit ist, falls der religiöse Beruf feststeht, kein Hindernis zur Aufnahme. Erläuternde Druckschriften stehen gratis zur Verfügung. Man wende sich um nähere Auskünfte an die General-Leiterin der Sodalität, Gräfin Maria Theresia Ledochowska, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.

* * *

Abreise von Schwestern in unsere Mission.

Am 28. August schifften sich in Triest nach Ägypten drei Schwestern der „Frommen Mütter der Negerlänger ein: Schwester Adelinda Fontana von Trient,

Schwester Aurelia Dellai von Bergine, Diözese Trient und Schwester Giulia Marchesoni von Caldonazzo, Diözese Trient.

* * *

Ein afrikanisches Wunderland. Als ein Wunderland, das auf einem Gebiete von 150.000 englischen Quadratmeilen alle außerordentlichen Schönheiten und auch Schrecken des schwarzen Erdteils enthält, schildert Sir Harry Johnston in seinem soeben erschienenen zweibändigen Werke „The Uganda Protektorat“ das von ihm erforschte Britisch-Ostafrika. Das Titelblatt des Werkes, das viel Beachtung findet, zeigt ein Bild des Okapi, des neuen Tieres, dessen Entdeckung die große wissenschaftliche Sensation des Buches bildet und das eine Art Kreuzung zwischen Pferd und Zebra zu sein scheint. Unter den afrikanischen Säugetieren, Fischen, Schmetterlingen und Würmern findet der Naturforscher die merkwürdigsten Formen. In dem Gebiete liegen die schneebedeckten Gipfel des höchsten Berges in Afrika, die bis zu 20.000 Fuß ansteigen! 100 Quadratmeilen ewigen Schnees und Eises liegen direkt auf dem Äquator. Hier liegt der größte See Afrikas, der größte erloschene Vulkan der Welt, der größte Wald und das größte Sumpfsgebiet ganz Afrikas. Trotzdem ist die durchschnittliche Hitze größer als in jedem anderen Teil Afrikas. Hier gibt es alle Arten menschlicher Wesen, von den Zwergvölkern bis zu den höchsten Typen afrikanischen Menschentums. In den westlichen Teilen herrscht noch der Kannibalismus; Eingeborene anderer Teile importieren Konserven oder drucken in ihrer Sprache Auszüge ihrer Geschichte. Es ist das Land des Okapi, des Storches mit Balfischkopf, des Schimpansen, der fünfhörnigen Giraffe, des Rhinoceros mit den längsten Hörnern und der Giraffe mit dem längsten Zahn. Die nordöstliche Provinz ist durch Dürre fast ganz entvölkert; sogar die Kameele sind dort ausgestorben und bestreuen das Land mit ihren gebleichten Knochen. Der Anblick des Rudolffees ist wie das Bild einer toten Welt — keine Vegetation, wohin das Auge reicht, nur Salzwasser und von der Sonne gedörrte Felsen. Und an anderen Stellen ist das Land außerordentlich fruchtbar. Von einer einzigen Tomatenpflanze hat man in zwei Monaten 3000 Tomaten gesammelt. Zuckerrohr wächst üppig in allen tropischen Teilen des Protektorats, Tabak fast überall, Hafer gedeiht in den höheren Strichen, Mais gedeiht, nur Weizen bis jetzt nicht besonders. Es gibt vier oder fünf Arten Kautschuk; Kaffeepflanzungen gedeihen und der Holz-

vorrat ist fast unerschöpflich. Nach Mineralien ist noch nicht gesucht worden. Im Viktoria Nyanza soll, wie die Eingeborenen behaupten, ein ungeheures Seeungeheuer hausen.

Das Buch gibt lebhaft Schilderungen von dem wechselnden Dasein im tropischen Afrika. Furchtbare Gewitter toben jeden anderen Tag in Uganda; sie kommen gewöhnlich um 3 Uhr nachmittags oder 3 Uhr morgens. Purpurwolken bilden sich am Horizont des Sees und der ganze Himmel ist be-

deckt. Man hört den Ton des dahinsausenden Windes, während rundherum tödtliche Stille

herrscht; dann bricht der Sturm los, dem eine blendende Staubwolke oder ein Stosswind vorangeht. Fast gleichzeitig damit kommt der erste Blitzstrahl, dem unmittelbar krachender

Donner folgt und flammende Feuer erleuchten die grauen Wassermassen. Allmählich werden die Blitze weniger heftig und der Donner erträglich.

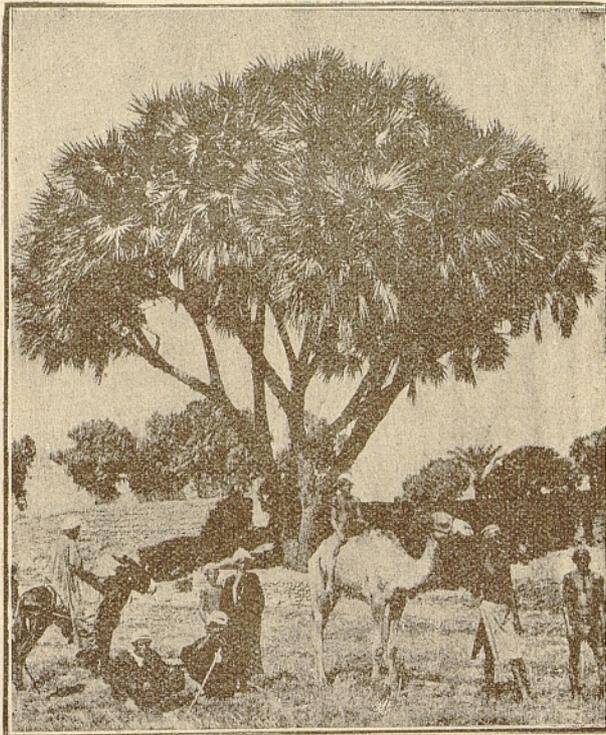
Das Land scheint ein ungeheurer zoologischer Garten zu sein, voll seltsamer, schöner, wilder Tiere, von denen viele überraschend zahm sind. An

Hanningtonsee müssen nach Johnstons Schätzung mindestens eine Million Flamingos gewesen sein, die von oben gesehen grauweiß waren, nach der Mitte zu weiß und innen einen entzückenden rosaroten Ring bildeten, der von den ältesten Tieren herrührt, während die äußeren die jungen sind.

Die Eisenbahn am Ufer des Viktoria-Nyanza hat die Löwen verschreckt. Im übrigen ist das Land reich an Elefanten, Zebras, Rhinocerosen und Antilopen. Wunderbar ist es, eine Stunde nach Sonnenuntergang dieses Grasland zu durchschreiten. Zebraherden und Hartbeests mischen sich untereinander und erscheinen im Sonnenlicht wie Silber und Gold;

die schwarzen und weißen Streifen der glatten Zebrafelle sind wie silbergrau, die Felle des Hartbeests einfach rotgold. Dann sieht man schwarze Strauße mit weißen Flügeln, einem weißen Stußschwanz und langen rosa Halsen. Rote und silberne Schakale schleichen umher; groteske Warzenschweine von einem schmutzigen Grau mit weißen Borsten und aufrechten Schwänzen mit Troddeln eilen vor dem Reisenden einher. Edle Niedenantilopen erscheinen in der Ferne und äsen mit ihren hornlosen Weibchen, graugelbe

Antilopen beugen ihre geschmeidigen Körper, die zierliche Säbelantilope mit ihrem roten, malvenfarbenen, schwarz und gelben Fell steht starrend da und ihr Fell glänzt wie gewässerte Seide, wenn das Sonnenlicht auf dem glänzenden Haar ruht. Die Schmetterlinge sind mit ihren schillernden Farben traumhaft schön. Sie sind so zahlreich und blendend in ihren Farben, daß man sie nicht von den Blumen unterscheiden kann; sie sehen wie fliegende Blumen aus. Sehr das Gegenteil davon sind die Heuschreckenschwärme, die die Landschaft mit der gelben Dunkelheit eines Nebels bedecken.



Die Dumpalme.

Sie lassen sich auf den Haaren, Händen und dem Rücken des Reisenden nieder und durch intensiven, unangenehmen Geruch erregen sie Brechreiz. Eine seltsame Methode der Jagd wird von den Chiope-Jägern im nördlichen Teil Unyoros berichtet. Sie fangen die tödtlich giftige Puffotter in einer Schlinge. Dann nageln sie die lebende Schlange mit der Schwanzspitze auf die Mitte einer Büffelspur, so daß das rasende Reptil die vorbeigehenden Büffel schlägt. Auf diese Weise werden von einer Puffotter bis zu zehn Büffel an einem Tage getötet. Der erste so getötete Büffel wird als vergiftet angesehen, aber die anderen für völlig geeignet zum Essen gehalten.

Die Palme Dum. Die Palme Dum (Hyphaena thehaica) ist eine von den vielen afrikanischen Palmenarten. Sie kommt hauptsächlich in Oberägypten vor, wo man sie nur vereinzelt antrifft. Mehr im Süden, in Äquatorial-Afrika, findet sich diese Palme fast ausschließlich in Wäldern vereinigt, die oft eine Ausdehnung von mehreren Stunden haben. Zum Unterschied von der gemeinen Palme teilt die Dumpalme ihren Stamm in mehrere Äste, welche mit fruchtartigen Blättern geziert, Früchte von der Größe eines Enteneies hervorbringen. Die gemeine Palme, welche ebenfalls Dattelpalme heißt, hat dagegen einen Stamm ohne Verzweigung. Die Krone derselben ist mit sanft abwärts gekehrten Blättern versehen, unter denen sich traubenförmige Früchte entwickeln. Jeder Teil der Dumpalme ist brauchbar. Das Holz eignet sich besonders für den Tischler, der faserige Kern wird von den Eingeborenen genossen und ist sehr schmackhaft, die harte Nußschale kann von Drechslern zu Knöpfen u. dgl. verarbeitet werden, mit den Blättern bedecken die Fellachen ihre Hütten. So hat die göttliche Vorsehung dafür gesorgt, daß überall der Mensch etwas für seinen Lebensbedarf Notwendiges findet, wo immer er auch seinen Wohnort aufgeschlagen haben mag.

* * *

Ein sehr grausamer Gebrauch bestand früher im Zululande, ukugodusa (nach Hause schicken) benannt. War z. B. ein Mann zu alt und schwach, um, wenn gerufen, zum Königskraal zu kommen oder sich einem Regiment anzuschließen, so wurde eine Abteilung Krieger ausgeschiedt, die folgenden Auftrag erhielten: Hambani niye kumgodusa! (Geht und schickt ihn nach Hause!) Diese Männer mußten oft meilenweit reisen, bis sie den bezeichneten Kraal erreichten;

sie versteckten sich sodann in der Nähe desselben und umzingelten dann nachts den Kraal. Morgens, wenn der alte Mann aus seiner Hütte kam, schleppten sie ihn fort und begruben ihn lebendig. Der arme Mensch hatte einfach mitzugehen, er wußte, es war des Königs Befehl und es war ja Landesgebrauch! Zur Zeit des Erntefestes bestreben sich die Zulus, jung und alt, am Königskraal zu erscheinen, komkulu — (beim Großen), um zu zeigen, daß sie noch immer kräftig und gesund seien. War einer durch Krankheit verhindert und konnte deshalb nicht erscheinen, so entschuldigte ihn der König, wenn ihm versichert wurde, daß es nur eine vorübergehende Krankheit sei; jedoch schaute man schon darauf, daß es nicht zu oft vorkam. Wenn Frauen sich nicht mehr helfen konnten, wurden auch sie „nach Hause geschickt,“ jedoch von ihren eigenen Verwandten. Manchmal wurde ihren eigenen Söhnen der Befehl gegeben, selbst mitzuhelfen bei dieser grausamen Handlung. Hier ein Beispiel davon: Zwei Söhne wünschten ihre alte Mutter los zu werden. Zu diesem Zwecke verlockten sie die alte Frau zu einem langen Spaziergang, führten sie aber an eine tiefe Grube und stießen sie dort hinein. Das arme Geschöpf verwundete sich beim Fall derart, daß es trotz aller Bemühungen nicht mehr heraus konnte. In dieser Grube weilte sie zwei Tage und Nächte ohne Essen und Trinken. Rasend vor Hunger und Durst gelang es ihr bei einer verzweifelten Anstrengung, sich herauszuhelfen. Im Walde fand sie einige Wurzeln und Früchte und konnte so ihre erschöpften Kräfte wieder etwas herstellen. Was jetzt anfangen? Da sie sich nicht mehr getraute, nach Hause zu gehen, so beschloß sie, sich auf eine weitentfernte Missionsstation der Trappisten zu begeben. Sie wurde in unserer Religion unterrichtet und eine gute Christin. Es war oft rührend zu hören, wie sie für ihre undankbaren Söhne betete.

